

HORN

PARISER BRIEFE
EINES STELLUNGSLOSEN COMMIS



Pariser Briefe

ines Stellungs-losen Commis'

von

Werner Horn.



Dresden und Leipzig
E. Pierson's Verlag
1901.

Druck von E. Pierson's Verlag. (R Lincke), Dresden.

Die Pariser Briefe schrieb ich zuerst für eine kleine Zeitung meiner Heimat-Stadt Goslar, um so meine Eindrücke festzuhalten und mich in meiner freien Zeit ein Wenig nützlich zu beschäftigen.

Was mir dann zu Anfang harmlose Plaudereien waren über die Ausstellung und Paris, Paris, das Gute und Frivole, Paris, das Schöne und Häßliche, das wurde mir nachher eine fröhliche Arbeit, ein freudiges Muß, zu dem es mich oft drängte.

So nehmen Sie meine Briefe hin, sie kommen aus einem jungen, freudigen und freien Herzen!

Neuilly sur Seine près Paris,
17. Juli 1900.

Werner Horn.

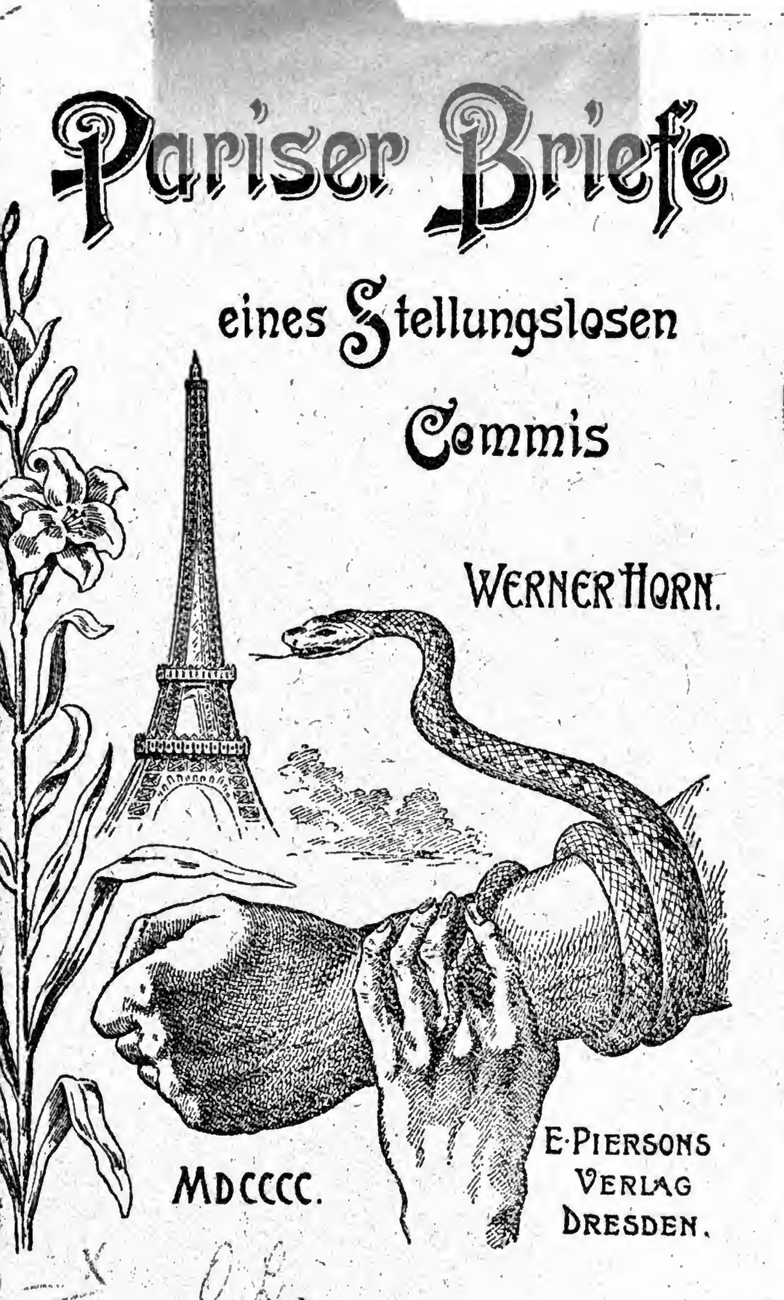
Meinem

Deutschen Gretchen.

Das, was die Welt ersehnt und das sie wünschen,
ohne es zu wissen,
Das Allen Not und das sie noch vermissen,
Das, was sich formt und das schon ist erstanden,
Das wurde uns, als wir uns einstens fanden.

Das, was uns Not zum ewigen Verstehen
Und das wir sehnen für die Geistes-Ehen,
Das bist Du, hoch an Geist und edel-schön an Leib,
Das bist Du mir, mein Gret, ein — Neues Weib!

Das, was die Frau ersehnt, wenn erst der Traum
zerrann,
Das, Grete, will ich sein, ein — Neuer Mann!
So ist das Leben uns, so ist der Ehe Lauf:
Nicht pflanzen sich nur fort: Wir pflanzen uns —
hinauf!


Pariser Briefe
eines Stellungslosen
Commis
WERNER HORN.
MDCCCC.
E·PIERSONS
VERLAG
DRESDEN.

„L… Euch zuerst ge=
:ebet!"

„Wer … den Stein
;uf sie."

„Wa…
und wi…



…ei

„Gleichnisse sind alle
:icht aus, sie winken nur. C

„Wenn euer Herz bre
in Segen und eine Gefahr d
urer Tugend.

Wenn ihr erhaben seid üb
:llen Dingen befehlen will, als
lrsprung eurer Tugend."

„Wenn ihr Eines Willens Wo
iller Not euch Notwendigkeit heißt: da ist

Wahrlich, ein neues Gutes und Böses
ieues tiefes Rauschen und eines neuen Quell

Macht ist sie, diese neue Tugend; ein herrsch
ie, und um ihm eine kluge Seele: eine goldene Son
ie die Schlange der Erkenntniß."

„Bleibt mir der Erde treu, meine Brüder, mit der
:urer Tugend! Eure schenkende Liebe und eure Erkenntniß d
dem Sinn der Erde! Also bitte und beschwöre ich euch.

„Liebet Euch untereinander, denn Ich habe Euch zuerst geliebet!“

„Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den Stein auf sie.“

„Was siehest Du aber den Splitter in Deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balkens in Deinem Auge?“

„Deine Rede sei Ja, Ja, — Nein, Nein, und was darüber ist, das ist vom Übel.“

Jesus Christus.

„Ich bin frei! Ich bin frei! Ich bin frei!
Der Gefangenschaft Zeit ist vorbei!
Ich bin frei wie ein Vogel! Bin frei!“

Henrik Ibsen.
„Wenn wir Toten erwachen.“

„Gleichnisse sind alle Namen von Gut und Böse: sie sprechen nicht aus, sie winken nur. Ein Thor, welcher von ihnen wissen will!“

„Wenn euer Herz breit und voll wallt, dem Strome gleich, ein Segen und eine Gefahr den Anwohnenden: da ist der Ursprung eurer Tugend.

Wenn ihr erhaben seid über Lob und Tadel, und euer Wille allen Dingen befehlen will, als eines Liebenden Wille: da ist der Ursprung eurer Tugend.“

„Wenn ihr Eines Willens Wollende seid, und diese Wende aller Not euch Notwendigkeit heißt: da ist der Ursprung eurer Tugend.

Wahrlich, ein neues Gutes und Böses ist sie! Wahrlich, ein neues tiefes Rauschen und eines neuen Quelles Stimme!

Macht ist sie, diese neue Tugend; ein herrschender Gedanke ist sie, und um ihm eine kluge Seele: eine goldene Sonne, und um sie die Schlange der Erkenntniß.“

„Bleibt mir der Erde treu, meine Brüder, mit der Macht eurer Tugend! Eure schenkende Liebe und eure Erkenntniß diene dem Sinn der Erde! Also bitte und beschwöre ich euch.

Laßt sie nicht davon fliegen vom Irdischen und mit den Flügeln gegen ewige Wände schlagen! Ach, es gab immer so viel verflogene Tugend!

Führt, gleich mir, die verflogene Tugend zur Erde zurück — ja, zurück zu Leib und Leben: daß sie der Erde ihren Sinn gebe, einen Menschen-Sinn!"

„Wachet und horcht, ihr Einsamen! Von der Zukunft her kommen Winde mit heimlichem Flügelschlagen; und an feine Ohren ergeht gute Botschaft."

Friedrich Nietzsche.
„Also sprach Zarathustra." (Von der schenkenden Tugend.)

„Alle Völker (die Völker — nicht die Regierungen!) leben unter einander in friedlichen, auf gegenseitigem Vorteil beruhenden, freundschaftlichen Beziehungen, in kommerziellem, industriellem und geistigem Verkehr, den zu stören, für sie weder eine Notwendigkeit, noch ein Sinn besteht."

„Alle Völker der sogenannten christlichen Welt sind durch den Patriotismus bis zu einem solchen Grade von Vertierung gebracht worden, daß nicht nur die Menschen, die durch die Verhältnisse gezwungen werden, zu morden und gemordet zu werden, den Mord wünschen und sich über das Morden freuen; nein, auch die Menschen, die ruhig in ihren Häusern wohnen, ja alle Menschen Europas und Amerikas befinden sich, dank der schnellen und leichten Verkehrsmittel und dank der Presse bei jedem Kriege in der Lage der Zuschauer im römischen Zirkus, freuen sich wie diese über das Morden und rufen ebenso blutgierig wie diese ihr ‚pollice verso'!"

„„Ich knuffe Dich!"
„Ich gebe Dir eins mit der Faust!"
„Ich Dir mit der Peitsche!"
„Ich mit dem Knüppel!"
„Ich werde schießen!""

So zanken und prügeln sich nur böse Kinder, betrunkene Menschen oder Thiere. Und doch geschieht dasselbe unter den

höchsten Vertretern der aufgeklärtesten Staaten, derselben Staaten, die sich zu Leitern der Erziehung und Moralität ihrer Unterthanen berufen fühlen."

„Wenn die Regierungen früher notwendig waren, um ihre Völker vor Überfällen zu schützen, so sind sie jetzt gerade diejenigen, die künstlich den Völkerfrieden stören und Zwietracht unter den Völkern säen."

„Wir selbst beteiligen uns entweder am Militärdienst oder halten ihn für nicht nur notwendig, sondern auch löblich; und wenn Krieg ausbricht, dann schieben wir die Schuld auf irgend einen Chamberlain.

Es wird solange Kriege geben, wie wir die Entstellung des Christentums predigen oder ohne sittliche Empörung und Widerwillen dulden werden, die man das kirchliche Christentum nennt, eine Entstellung, die die Existenz eines christlichen Heeres, die christliche Weihe oder Taufe von Kanonen, die Bezeichnung des Krieges als einer christlichen, gerechten Sache möglich macht. Wir lehren unsere Kinder diese Religion, bekennen sie selbst und sagen dann, daß Chamberlain oder Krüger schuld sei, wenn die Menschen einander totschlagen."

„Zur Vernichtung aber dieses Systems giebt es nur ein Mittel — das Erwachen aus der Hypnose des Patriotismus."

„Nur dann könnt Ihr Euch befreien, wenn Ihr mutig in das Gebiet jener höheren Idee der Verbrüderung aller Völker eintretet, der Idee, die schon lange ins Leben getreten ist und Euch von allen Seiten zu sich heranruft."

Graf Leo Tolstoi.
„Patriotismus und Regierung."

„Der Krieg ist eine Ironie auf das Neue Testament . . . ."

Kaiser Friedrich III.
(Aus seinem Tagebuche. 1870—71.)

„Kein Gesetz war je so kleingeistig und barbarisch wie die Sitten. Ein Übelthäter wird mit Gefängnis bestraft: so und so lange, sagt das Gesetz, — die Sitten fügen hinzu: lebenslängliche

Verachtung. Das Gesetz stellt die Wahl frei in der Kleidung, — die Sitten schreiben die und die Kleidung vor. Das Gesetzt, wie sehr es auch die Frau mißhandelt, betrachtet sie niedrigstenfalls doch noch als Minderjährige oder als Jemanden, der unter Kuratel steht, — die Sitten machen die Frau zur Sklavin. Das Gesetz gesteht zu, daß man natürlich zur Welt komme, — die Sitten quälen, verfolgen, mißhandeln das Kind, das ohne Paß ins Leben tritt. Das Gesetz hat bestimmte Rechte für die unverehelichte Mutter, mehr sogar als für die verehelichte, — die Sitten stoßen diese Mutter aus, strafen sie, verdammen sie. Das Gesetz spricht von Kindern, was die legitimen Anteile betrifft, — die Sitten machen immer Unterschied zwischen Knaben und Mädchen, was das Maß der Erziehung und des Unterrichts betrifft.

Das Gesetz drückt hin und wieder, die Sitten drücken immer. So dumm ist kein Gesetz, daß nicht Sitten dümmer wären. So grausam ist kein Gesetz, daß nicht Sitten grausamer wären.

Welches Gesetz gebietet die Verwahrlosung der Erziehung eurer Töchter? Welches, daß ihr eure Frauen zu unbesoldeten Haushälterinnen macht? Das thun die Sitten."

„Wo wird vorgeschrieben, daß ihr eure Tochter vor die Thüre setzen sollt, wenn sie euch ein Kind zeigt, das die Frucht ist der Liebe, der Überraschung — ja, wäre es auch nur die Frucht der Lust und des Leichtsinns? Das thun die Sitten.

Wo endlich ist bestimmt, daß ein fades, erbärmliches „Das ist so der Brauch!" rechtlicher Grund sein sollte, da schonend zu sein, wo die höchsten, allein heiligen Gesetze des gesunden Verstandes geschändet werden? Das thun die Sitten.

Was macht ihr aus unseren Töchtern, o Sitten! Ihr zwingt sie zum Lügen und Heucheln. Sie dürfen nicht wissen, was sie wissen, nicht fühlen, was sie fühlen, nicht begehren, was sie begehren, nicht sein, was sie sind."

Multatuli.
„Gesetz und Sitte."

„Retournons à la nature!"
Jean Jacques Rousseau.



Paris, 7. Mai 1900.

Die letzten acht Wochen hatte ich im schönen Elsaß am Fuß der Vogesen mit einer Übung bei den Jägern zugebracht, und da ich Aussicht hatte, hier in Paris in eine Bank einzutreten, reiste ich über Straßburg-Avricourt am letzten Sonnabend nach dieser schönen Stadt des vornehmen Geschmacks, wie man Paris wohl nennen kann, wenn man nur auf das Große, dem Fremden Auffallende achtet.

Wer Zola in der Absicht gelesen hat, um den Franzosen und das französische Leben der Hauptstadt mit seinen Licht- und Schatten-Seiten kennen zu lernen — und leider liest man Zola vielfach aus anderen Gründen, aus denen dann diese geschmacklosen und recht prüden Urteile entstehen —, so weiß man eben, daß hier auch recht viel Schatten herrscht; doch auf den ersten Blick sieht man nur das schöne Paris mit seinem gewaltigen Leben und Treiben. So will ich Ihnen schreiben, wie sich mir jedesmal das Pariser Leben darstellt, ich bin noch ganz fremd hier, und so erzähle ich eben, wie es dem Fremden erscheint, denn das wird das Beste sein, Sie sind hier ja auch fremd!

Wenn Sie nach Paris fahren, so rate ich Ihnen zu zweiter oder auch erster Klasse von der Grenze ab, Sie werden das wohl können; doch ich lebe heute noch aus der Tasche meines Vaters, da muß man auf den Pfennig sehen — und auf diese Kunst verstand ich mich leider immer sehr schlecht —, zumal in Paris, wenn man noch fremd ist, denn gerupft bin ich in diesen zwei Tagen schon genug! Also bis zur Grenze fühlte ich mich in dem schönen Wagen dritter Klasse sehr wohl, nach der Zollabfertigung in Avricourt ging es dann in einem recht primitiven Wagen der französischen Eisenbahn-Gesellschaft weiter. Doch will ich nicht gleich über diese anderen Verhältnisse klagen, was mir zuerst in Frankreich auffiel, das war die Liebenswürdigkeit der Beamten, sowohl beim Zollamt wie auch bei der Bahn. Man mag ja glauben, daß es nicht immer von Herzen kommt, aber die Liebenswürdigkeit des Franzosen hat etwas Feines und Gewandtes.

In Nancy erreichte der Zug nicht mehr den Anschluß; so blieb ich den Nachmittag für einige Stunden hier und konnte mir das Leben dieser freundlichen Mittelstadt ansehen; es ist nicht viel anders als in ähnlichen elsäßischen Städten, viel Verkehr mit der Landbevölkerung und ein reger Geschäftsverkehr, vielfach vor den Läden auf dem Trottoir, das dann zum Gehen nicht viel Platz läßt. Ein Stadtgarten, dessen Größe und Schönheit mich in Erstaunen setzte, alles sauber und schön angelegt, wie in der Stadt selbst.

Um 5 Uhr ging der Zug nach Paris ab, bis auf den letzten Platz besetzt und mit auffallend viel Militär.

Ich kann bis jetzt nicht sagen, daß diese Soldaten einen sehr strammen Eindruck machten, doch ist das keineswegs ein abfälliges Urteil, das ich mir da erlauben will, wir Deutschen sind eben die Strammheit gewöhnt. Es ist das gute Mittel, die Disziplin zur Natur zu machen, und ohne Disziplin ist in der Armee nichts zu wollen; man soll sich hüten, in den oft recht schroffen Gegensätzen in unserem Heere nur etwas Äußerliches zu sehen, es liegt viel darin. Aber es macht auch wieder einen wohlthuenden Eindruck, wenn man die Liebenswürdigkeit sieht, mit der sich ein Oberst auf dem Bahnhof in Nancy mit Leuten seines Regiments unterhielt, die gerade vom Urlaub zurückkehrten.

In meinem Abteil saßen drei Rothosen, ein älterer Soldat, der sich aus dem Tabakbeutel seines vis-à-vis eine Cigarette nach der anderen drehte und das als wohl ganz selbstverständliche Tabaksteuer auffaßte, und zwei kleine Husaren, die nachher von ihren Eltern, einem alten Arbeiter-Ehepaar voll Stolz in Paris empfangen wurden. Neben mir machte sich eine alte Bauersfrau breit, die bald ihre Habseligkeiten in Brot und Wurst auspackte, um sich mit den hungrigen Reitersleuten darin zu teilen; ihre Weinflasche ging auch noch im Kreise herum, und als die Vaterlandsverteidiger nachher in Paris aus dem Wagen sprangen, da gaben sie der Alten kaum ihr au revoir; es ist doch überall dasselbe, der bunte Rock läßt sich gern opfern und glaubt, es muß so sein, doch das Publikum ist selbst schuld daran!

Um 12 Uhr Nachts stand ich dann vor dem gare de l'est im großen Paris, ohne einen allzu großen

französischen Wortschatz und ohne einen Bekannten. Doch ich habe Empfehlungen — die machen heute viel aus — und Freude am Lernen und Arbeiten, so wird sich hier schon alles machen. In der Nähe des Bahnhofes kam ich vier Etagen hoch unter. Ein gutes Zimmer, aber zu weit vom Boulevard Hausmann, wo ich Stellung zu finden hoffe, so zog ich gestern wieder um in die rue des petits champs, in ein Hotel garni, in den siebenten Stock. O je, o je, viel Schlaf habe ich nicht gehabt, nur das Vergnügen, blutige Rache zu nehmen, acht Feinde habe ich erschlagen, und als es hell wurde, trat der Rest den Rückzug an, denn das Licht scheuen sie, Sie wissen wohl, was ich meine! „Garçon, vous avez des punaises," das war das erste, was ich dem Hausknecht sagte, „il faut les tuer," war die lakonische Antwort. Heute will ich noch nicht wieder ausziehen, aber die Nacht kann gut werden; ich werde mich rüsten und schießen, nicht mit Lyditbomben, aber mit Zacherlin.

Doch es wird Zeit, auf der Bank meinen Besuch zu machen, heute Abend erzähle ich Ihnen von dem ersten Eindruck des Pariser Nachtlebens und von meinem flüchtigen Gang durch die Ausstellung. Nur so viel noch, man kann sich von der Größe der Ausstellung und dem Geschmack in allen Anlagen keine Vorstellung machen, man muß das gesehen haben.

Bei meinem Schutzherrn habe ich mich am Nachmittag vorgestellt, ein liebenswürdiger Hannoveraner, der mich im Augenblick noch nicht bei sich beschäftigen kann, doch auf einige Tage, welche hoffentlich nicht zu

Wochen werden, kommt es nicht an, zumal während der Ausstellung. Vorläufig also Stellungs-loser Commis, das ist hart!

Um 12 Uhr kamen Sie also mit mir hier an, und nachdem wir uns von dem Staub der langen Reise befreit haben, steigen wir die schmalen Wendeltreppen wieder hinunter; draußen wogt das froheste Leben; die Pariser gehen spät schlafen, und wohl noch später — faute de mieux — die Pariserinnen, denn sie herrschen fast vor, mindestens in dem Stimmengewirr! Das ist das Schöne an den Pariser Boulevards, diese üppigen Bäume auf beiden Seiten der Straße, und unter ihnen wogt das Leben, ein Auf und Nieder, von dem man sich kaum ein Bild machen kann, vor allem als Kleinstädter.

Was würden wohl die alten Damen sagen, die sich in meiner Heimatstadt schon in ihren Kaffeeschlachten darüber aufregten, wenn der junge Primaner stets mit der jungen Dame Schlittschuh lief, die nun seine Braut ist, o ich glaube, sie würden nach dem Bahnhof laufen und — fort von hier, denn ihre Tugend hat Gefahr. Doch habt nur keine Furcht, Ihr guten Alten, man thut Euch nichts zu Leide. Und schaut Euch das Leben tüchtig an, die Leutchen sind hier eben anders! Aber Berlin ist ein Unschulds-Kind hiergegen! Ich gehe erst den boulevard de Strassbourg hinunter, an dem mein Hotel liegt; ein Café neben dem anderen, die Menschen sitzen gedrängt unter dem grünen Laubdach der Platanen, ein ewiges Stimmengewirr, aus dem die Stimmen der Zeitungs-Verkäufer und Flugblätter Ver-

teilenden hervorstechen. „la patrie“, „la presse, der nière édition!“ das schreit oft neben einem, daß di Ohren gellen. Dazu dann das Rufen der Kutscher, de unangenehme Ton der Automobil-Trompeten, man mu sich an den Skandal erst ein wenig gewöhnen, doch bal ist man drin in diesem fremden Treiben.

Neben meinem Tisch sitzen zwei fröhliche Pärche und schlürfen ihren Kaffee, allenthalben ist die Unter haltung sehr laut, und auf einmal wendet sich alle um zu meiner Nachbarin, die wohl einen Lachkramp hat, sie schütteln sich alle vor Lachen, sie ruft unte Thränen nur immer das eine, „o il est mon oncle, o mon oncle!“ und der Onkel lacht auch! Man lernt sich hier erst eben kennen und fand bald die Verwandt schaft heraus; das ist Pariser Leben!

Zu hunderten wandern diese Schönen herum, o, o, o, man macht sich kaum eine Vorstellung davon, und dann diese Toiletten, nicht immer geschmackvoll, aber meistens! Auf dem Fahrweg liegen sich zwei Ausrufer in den Haaren, alles freut sich des Schauspiels, dem ein Schutzmann schnell ein Ende macht; einige Dämchen sind in eine vor ihnen stehende Droschke gesprungen, um besser zu sehen, jetzt bleiben sie sitzen und wippeln sich in dem leichten Gefährt, freuen sich ihrer Erfindung und lachen, und der Kutscher freut sich mit. Doch es ist zwei Uhr Morgens, nun gute Nacht und auf Wiedersehen auf der Ausstellung!

* *
*

Paris, 8. Mai 1900.

Die Wohnung ist nicht gerade so, daß man darin schreiben kann, aber ich konnte diese Nacht ruhig schlafen, so bleibe ich wohnen, bis ich weiß, in welchem Viertel mein Geschäft ist, denn noch immer bin ich Stellungsloser Commis! Der Hotel-Wirt ist ein bequemer Mann, er hat ein schmales Haus, sieben Etagen mit achtundzwanzig kleinen Zimmern, jedes ist vermietet, und er hat nichts zu thun, sitzt in seinem Zimmer, raucht seine Cigarette und trinkt Absinth, die Madame schläft bis zum Mittag, und doch ist alles sauber in dem Hause, der „valet de chambre" macht alles. Immer ist der kleine Mann im Gange, arbeitet und singt dazu und ist für jede Cigarette dankbar.

Es ist Sonntag, und gegen 5 Uhr gehen wir die „rue royale" hinunter, der Ausstellung zu; der Tag war drückend schwül, es donnert schon seit geraumer Zeit, die Menschen strömen zu Tausenden von der Ausstellung zurück, und noch ehe wir den „place de la concorde" betreten, geht der Wolkenbruch hernieder. O, das gießt in Mollen, und immer neue Menschenströme streben dem Bogengange zu, unter dem wir uns über das gütige Geschick freuen, das uns von hier aus einen schönen Blick auf die Zinnen und Türme der Ausstellungs-Paläste gewährt, denn es ist ein eigenartiges Bild, der große Platz ein See, den die Leutchen durchspringen. Wagen auf Wagen eilt an uns vorüber, Einspänner und mail-coaches mit vier und mehr Pferden davor, Automobile und Radfahrer, alles in Hast und Angst, der

Regen geht durch. Und über der Ausstellung geht Blitz auf Blitz nieder, aus den Segen-spendenden Wolken aber ragt der mächtige Eifel-Turm majestätisch heraus, die Blitze zucken unter seiner Spitze. Neben uns staut sich die Menge, hier ist wohl alles vertreten, was man gewöhnlich in den Straßen von Paris sieht; man freut sich des schönen Blickes über den weiten Platz, freut sich über die Grazie, mit welcher die Pariserinnen über die Sümpfe springen — chic sind sie immer, in jeder Bewegung —, und man freut sich, daß man selbst im Trockenen sitzt. Neben mir fängt ein Säugling an zu schreien, „qu 'as-tu donc, mon mignon?“ fragt ihn die junge Mutter, und sie giebt ihm, was ihm gebührt; kaum ist das Baby beruhigt, da gellt es mir auch schon in den Ohren: „la patrie, la patrie, dernière, edition, la patrie!“ Eine kleine verwachsene Frau bietet ihren rentablen Handels-Artikel feil, denn die Leute werden ihre Zeitungen reißend los, vor allem, wenn sie gut schreien können und schnell sind, wer zuerst kommt, malt zuerst, die Leute verstehen ihr Handwerk. Während ich hier heute Abend schreibe, tönt es schon wieder draußen „la presse, la presse!“ und ich bin sicher, morgen Früh wird mich wieder diese Musik wecken, heute Morgen brachten sie mir schon solch' Ständchen!

Aber der Himmel hat sich wieder aufgeklärt, wir können der „porte monumentale!“ zustreben, es ist bald trocken auf dem weiten Platz, der Abend ist noch schön heute. Es ist auch eine monumentale Pforte, durch die wir schreiten, 65 Centimes erlauben uns das, ein billiges Vergnügen für all das, was man sieht.

Ehe es dunkel wird, wollen wir wenigstens noch einen Teil der Ausstellung durchwandern, nur flüchtig heute Abend, das eingehende Studium müssen wir für andere Tage aufsparen, der Sommer würde kaum ausreichen, wollte man alles wirklich studieren. Ich sage nicht zu viel, es ist enorm, was hier an Menschen-Werk zusammengetragen ist, bedenken Sie, hier zeigt sich Ihnen die ganze Welt, wenn auch nicht von allen Seiten, so doch ein Jedes in seinem besten Können und in seiner Eigenart! Es ist ein schönes Friedens-Werk, diese Ausstellung, und der Franzose ist stolz darauf, auf diesen Wettkampf des Geistes und des Fleißes, der hier auf dem großen Marsfelde ausgefochten wird. Und Frankreich kann stolz sein, der Kampf, den es angefacht hat, ist würdig der Menschheit, ein schöner Gegensatz zu dem Schlag, den der Britte jetzt täglich uns allen — dem Recht — ins Gesicht giebt; Du stolzes England schäme Dich! —

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich durch die breiten Wege der Garten-Anlagen mit ihren herrlichen Bronce- und Marmor-Statuen der „pont Alexandre III.“ zuschritt; und als ich diese herrliche Brücke sah, zu welcher der junge Zar vor drei Jahren hier den Grundstein legte, da wünschte ich es ihm und der Menschheit, daß das andere Werk, zu dem er vor nun schon über Jahresfrist den Grundstein legte, auch so einst gelingen möge. Der Gedanke wirkt weiter, da braucht uns nicht zu bangen, was gut ist und Natur, das bricht sich Bahn, es ist eine alte Wahrheit! Nicht falsche Friedens-Schwärmerei, alles hat seine Zeit, mit

Jahren ist heute noch nichts gethan, aber einst komm
es, das „wann“ ist noch weit!

Unter uns wälzen sich die Fluten der Seine, d
Dampfer auf dem Fluß sind dicht besetzt mit fröhliche
Menschen, einige haben Musik-Kapellen an Bord, un
lustige Weisen klingen mit dem Rauschen der Woge
zu uns hinauf. So weit das Auge an den Ufern de
Flusses hinunterschweift, alles Ausstellung, und bei de
nächsten Biegung wird es gerade so sein, weiße Paläs
allenthalben mit vergoldeten Zinnen, und bunte Schlöss
und Villen, das Bild ist schön! Es ist noch nicht alle
beendet, aber schon vieles, eintreten zum Studium wolle
wir erst später, es erfordert viel Zeit! Das „palai
des beaux arts“ ließen wir schon zur Rechten hinte
uns, und auch jetzt betreten wir nicht die „esplanad
des invalides“, eine breite Straße mit Palästen vo
gegen 400 Meter Länge und 100 Meter Breite, Paläste
in denen die verschiedenen Kunst-Gewerbe der Lände
vertreten sind, ein Wenig von dem Vielen. Wir wollen
heute ja nur alles flüchtig durchwandern, um ein Bil
von der Größe und Mannigfaltigkeit der Ausstellung
zu bekommen, und nicht zum Letzten, von ihrem Ge-
schmack!

So bleiben wir am linken Ufer der Seine und
durchwandern die Häuser der Staaten, die hier ih
Können zeigen, für uns heute nur in der Architektur.
Italien, die Türkei, die Vereinigten Staaten, Österreich,
Portugal, Bosnien, Peru, England, Finnland, Deutsch-
land, Spanien, Monaco, u. s. w., o, es sind noch weit
mehr. Aber schon jetzt fängt die Dämmerung an, es

wird Zeit, wenn wir noch „Alt Paris“ aus der Nähe sehen wollen, es liegt am jenseitigen Ufer, und seine Mauern werden von dem Flusse bespült; von weitem scheint es eine große Burg, wir bleiben auf der „pont de l'Alma“ stehen und freuen uns über das freundliche Bild. Die Veranden der alten Häuser reichen bis zum Wasser hinab, die Dampfboote kommen und gehen, Gläser klirren, und im roten Scheine der Lampions freuen sich lustige Menschen des schönen Abends; die Sonne geht hinter dem „trocadéro“ unter und spiegelt sich noch in den blitzenden Wellen, lustige Weisen klingen vom Ufer herüber, und neben mir fangen junge fröhliche Paare im Gehen an zu hüpfen, sie singen mit und tanzen weiter, es sind frohe Franzosen. Glückliche Leutchen! Ich möchte, ich könnte jetzt auch so springen, aber mein Schatz ist nicht hier, er ist im fernen Hannoverland.

Nicht weit vom alten Paris hat Herr Duval eins seiner großen Restaurants, es ist Essens-Zeit, und wir warten geduldig mit den vielen anderen, um eintreten zu können. Sobald jeder Stuhl im Hause besetzt ist, wird Schluß gemacht, die Portiers stehen zwischen Ein- und Aus-Gang und lassen nur so viel Hungrige herein, wie Gesättigte hinausgehen. Endlich sind wir in den großen Eß-Sälen, die in allen drei Etagen dieselben sind; bescheidene Kellnerinnen in schwarzem Kleide und weißer Haube haben uns bald einen guten Platz mit dem weiten Blick über die Ufer der Seine besorgt und bringen, was wir wünschen. Es ist alles zu haben, nicht teuer, aber doch gut; dieses eine Restaurant hat

allein über 150 Kellnerinnen, da können Sie Sich einen Begriff von der Größe der Anlagen machen. Dabei herrscht kein Gedränge, die Organisation ist vorzüglich und einfach; bei jeder Speise, die gebracht wird, vermerkt die Kellnerin den Preis auf einer Tabelle, die man beim Eintritt erhält, wir bezahlen nachher an der Kasse, wo der Empfang auf der Rechnung bescheinigt wird, das ist unser Paß, der den Ausgang frei giebt. Das ist sehr einfach und geht schnell.

Während wir uns noch über all dieses hier freuen, hat sich die Dunkelheit über die Ausstellung gesenkt, Abertausende von Flammen leuchten auf, und auf einmal steht mitten in dem Dunkel der Eifel-Turm im hellsten Lichterglanz vor uns, Flamme an Flamme heben sich die Umrisse des großen Bauwerkes vom Nachthimmel ab; denken Sie, 300 Meter hoch -- so hoch wie der Steinberg —, wie viel Flammen gehören dazu!? Das Schauspiel dauert nicht lange, es soll heute nur eine Probe sein, die nachher wiederholt wird, wir wollen uns dann die Sache aus der Nähe ansehen, so brechen wir auf!

Weiter die Seine entlang kommen wir bald auf den weiten Platz unterhalb des Trocadéro, der auf der Anhöhe zur Rechten den Ausblick beherrscht. O, sind das alles Paläste, von deren Größe und Verschiedenheit kann man sich so keine Vorstellung machen. Und unter der Terrasse, von der aus wir alles dieses bewundern, die mächtigen Cascaden, welche zu den Kolonien hinunter führen; ganz Afrika, Amerika und Asien ist hier vertreten, Türken, Indier, Neger und Indianer wandern

hier unter dem schönen Abendhimmel, sitzen vor den Cafés und freuen sich mit uns über dieses Schöne, die Größe der Welt; es scheint mir ein Fest der Völker-Verbrüderung.

Doch der Blick schweift weiter, über die Seine fort, welche hier die „pont d'Jena" überwölbt, an den Palästen und Villen zur Rechten und Linken vorbei, über weite Rasenflächen, von denen die gewaltigen Bogen des Eifelturms emporsteigen, und weiter über das Menschen-Gewoge in den Garten-Anlagen des eigentlichen Mars-Feldes, das wiederum durch Paläste von bald Kilometer-Länge umsäumt wird, immer weiter, um auf den Kaskaden und Zinnen des „chateau d'eau" auszuruhen. Alles in Tageshelle, die Millionen Lichter des Eifelturmes sind wieder aufgeblitzt, die Konturen der weißen Paläste heben sich durch Flämmchen vom Nachthimmel ab, alles ist fröhlich, man kann es auch sein, das Werk ist gelungen!

Aber die großen Entfernungen — der Trocadéro uns gegenüber ist jetzt ca. 1300 Meter von hier gelegen — ermüden, zumal da der Kies auf den Wegen durch den Wolkenbruch am Nachmittag noch etwas weich ist; wir lassen uns in einem der Sessel an der Seite unter blühendem Holunder nieder und betrachten die Völker-Scharen in dieser schönen Maiennacht. Es ist alles vertreten, die ganze Welt, und alles in den duftigsten Frühjahrs-Toiletten, die Pariser — und nicht zuletzt die Pariserinnen — wissen, sich zu kleiden. Man braucht noch lange kein Geck zu sein, wenn man viel auf den äußeren Menschen giebt, ich liebe es, und der

Franzose erst recht. Der Boden ist noch etwas feucht, das ist nicht gut für die Kleider, und es ist Chic darin, wenn die Pariserin das Kleid rafft, es ist ein graziöser Fuß, der das feinste Schuhwerk zeigt, das ich je sah. Und ist der Begleiter ganz liebenswürdig, so läßt er seine Dame in einem der eleganten Fahrstühle Platz nehmen, darin fährt es sich wohl gut, doch gehen wir lieber, und Sie, verehrte Leserin, werden es auch thun, wir sind nicht so verwöhnt.

Wir durchwandern noch die Bogengänge an den Seiten der Paläste, und gleich rechts zieht uns das Spiel eines kleinen Italieners an, der seiner Zieh-Harmonika die lustigsten Weisen entlockt, und immer neue, Walzer aus der „Fledermaus" und „Siehst du wohl, da kommt er". Alles freut sich über den kleinen Sohn des Südens, der sich hier mit zehn Jahren schon ein gutes Geld verdient, einem alten Schneiderlein — oder so etwas Ähnliches mochte er wohl sein — zuckt es in den Beinen, und er tanzt und hat seinen Regenschirm dabei als Mandoline unter dem Arm, dem Kleinen brachte es manchen Sous ein.

Die Ausstellungen in diesen Palästen sind noch nicht beendet, das wird noch Wochen in Anspruch nehmen, wir gehen darum weiter, dem Ausgange zu, denn um 11 Uhr ist heute Abend Schluß, da wird es hier bald ruhig sein, in Paris aber fängt dann das Nachtleben erst an.

So wollen wir heute den Tag beschließen, das Sehen ermüdet, wir sahen schon viel, doch von der Ausstellung noch wenig! Allmählich werden wir noch

lles in uns aufnehmen können, ich will Ihnen dann weiter erzählen, will Ihnen dann auch weiter von dem Nachtleben auf den Boulevards erzählen, von den großen Läden, von der Pariser Reklame, und davon, wie man hier schnell Französisch lernen kann — meine Lehrmeister sind die Zeitungshändler und Stiefelputzer — eine Cigarette für die halbe Stunde! — —, will Ihnen von den Kaufhäusern mit ihren tausend und mehr Beamten erzählen und will Ihnen erzählen, wie ich diese Nacht hier um 12 Uhr auf dem „boulevard des capucines“ von einem älteren Herrn für sein Bankhaus engagiert wurde.

Und wenn Sie es wollen, so will ich Ihnen von etwas sehr Schönem erzählen, das ich gestern eingehend studiert habe, es wird Sie vielleicht interessieren, vor allem wohl Sie, verehrte Leserin; von kleinen Babies, die ich gestern bewundert habe, von Babies, die heute eigentlich noch gar keine Weltbürger sein dürften, denen es aber, da sie nun einmal da sind, recht gut geht, der Menschengeist hat eben der Mutter Natur schon viel abgelauscht. Es sind die Lion'schen Kinder-Brut-Apparate, von denen zu schreiben, es sich lohnt, denn sie nützen der Menschheit. Die Spartaner setzten die schwachen Kinder aus, nur kräftige Bürger wollte man haben; heute setze man diese Kleinen in die Brutkästen, sie werden es lohnen, es giebt ein kräftig Geschlecht!

* *
*

Paris, 11. Mai 1900.

In einem Tage kann sich viel ereignen, man kan da vom Stellungs-losen Commis zum Remisier an de Börse avancieren und wieder abdanken, wie Casimi Périer; wenn er sich auch so erleichtert fühlt, wie ic es heute thue nach meinem Abschied aus dem Burea des Börsenjobbers, ist ihm sehr wohl. Abends u 12 Uhr kam ich mit zwei älteren Herren ins Ge spräch, la cause — cherchez la femme —, si sprachen Deutsch, und als sie erfuhren, daß ich auf de Ausschau nach einer Stellung hier wäre, ging es seh schnell: „Was sind Sie, was haben Sie bis jetzt be trieben?" Ich war ihnen recht. „Sie sind engagiert kommen Sie morgen auf unser Bureau!" Nun, da Bureau war nicht berühmt, aber meine Beziehungen nac Deutschland wollten sie gern haben, und ich sollte si ins Blaue hinein nach dort empfehlen zu Börsen Operationen. Was sich hier alles Kaufmann oder Bankier nennt, habe ich in einem Tage erfahren, man soll doch vorsichtig sein!

So habe ich noch Zeit, Paris weiter zu studieren. Am Vormittage wandere ich durch die Straßen, um 9 Uhr herrscht schon ein munteres Leben, es ist nicht ein so großes Gedränge auf den Boulevards wie später um die Mittagszeit, aber auch das hat etwas Anziehendes, das elegante Paris in den schönen Wagen mit den Prachtpferden an sich vorüberfahren zu sehen. Wieviel Millionen da wohl an uns vorbeigehen, ich schätze recht viele! Und wieviel Millionen wohl vor

uns in den Schaufenstern der Juweliere blitzen, Brillantschmucks zu dreimalhunderttausend Francs und mehr! Si j'étais roi — — — ich kaufte sie nicht!

O, si j'étais roi, eben habe ich es noch gehört, ich sitze hier auf dem Boulevard am späten Abend, die Kastanien blühen, und an mir vorüber zieht der Menschen-Strom; o si j'étais roi tönt es herüber von der anderen Seite. Dort ist ein Phonographen-Geschäft, und um das blasierte Publikum anzuziehen, steht dort nicht ein Marktschreier, aus dem großen Trichter eines Phonographen hören wir die schönste Musik, Militärmärsche und Gesang. Doch von dieser Reklame mit ihren netten Erfindungen und der künstlerischen Ausführung werden wir noch genug sehen, wir freuen uns erst noch des schönen Morgens.

„Entrée" steht auf einem blauen Schilde über der Thür eines verhängten Schaufensters, und das Geheimnisvolle zieht an; so ist es dort drinnen auch fast immer voll, man rechnet aber nicht wie sonst auf den Geldbeutel des Besuchers, es gilt der Verbreitung einer Wohlfahrts-Einrichtung, denn so kann man es nennen, nur ist mir der Name zu schwach für diese gute Sache.

Hier sind die Lion'schen Kinder-Brut-Apparate ausgestellt, von denen ich Ihnen erzählen wollte. Als ich vor vier Jahren auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung war, konnte ich mich von dem Guten dieser Apparate nicht überzeugen, da in der ersten Zeit die Vorführung in Thätigkeit nicht gestattet war; später zog man dieses Verbot ja zurück.

Es hat aber auch nichts Verletzendes an sich, wenn man die kleinen, hülflosen Geschöpfe dort in ihren Linnen im Glaskasten liegen sieht, im Gegenteil, es ist ein schönes Bild, das uns zeigt, wie die Wissenschaft hier mit großem Erfolge eingreift und Menschenleben erhält, die sonst dem sicheren Tode verfallen wären. Gegen zehn Apparate sind hier in Thätigkeit, alle bewohnt, sogar einer von einem jungen Paar, Bruder und Schwester, die recht voreilig waren und drei Monate vor erhaltener Erlaubnis ihre kleinen Nasen in die Welt hinaussteckten.

Eine junge Dame — welche sieben Sprachen geläufig spricht — giebt uns zu allem die Erklärung in der liebenswürdigsten Weise. Sie ist schon lange hier und kennt viele der Kinder, die nun schon größer sind; wir können uns selbst von dem kräftigen Aussehen dieser so dem Leben Erhaltenen durch die Photographieen in dem Album überzeugen, es scheint ihnen gut zu gehen. Und warum auch nicht, man folgt nur der Natur, das ist das Geheimnis; die Kleinen haben eine gleichmäßige Temperatur von 32° C. nötig mit dem richtigen Feuchtigkeitsgehalt, und wenn sie durstig sind, so steht ihnen die Thür zum Ammenzimmer offen, sie leiden schon keine Not. Alles an dem Apparat ist einfach und reguliert sich von selbst. Eins aber giebt mir zu denken: Wird der Geist solcher zu früh geborenen Kinder nicht Schaden erleiden? Kann man auch das der Natur ablauschen? Ich glaube, nicht!

Bis heute wurden über 4000 Kinder auf diese Weise den Eltern am Leben erhalten. Doch die junge

ame ist nicht nur für uns allein da, sie erklärt schon
ieder einer englisch Lady alles ganz genau, „oh, how
retty!" höre ich es jetzt immer neben mir, und ich
nde sie auch sweet, diese kleinen Dingchen, wenn sie
e Ärmchen recken und den kleinen Mund aufsperren.
Was für ein hilfloses Geschöpf ist doch der Säugling,
as Kücken durchbricht die Schale und hilft sich schon
eiter, doch was wäre der Säugling, wäre die Liebe
icht!

Die internationale Dame in der Maternité wollte
ern Deutsch mit dem Deutschen sprechen, aber das
iebt es nicht, nur immer die Sprache des Landes;
as Ohr gewöhnt sich sehr schnell an die ungewohnten
laute, nur jede Gelegenheit benutzen, dann lernt man
chon bald.

So spreche ich denn, wo ich nur kann, mit dem
Stiefelputzer, bin nicht gerade prüde den Pariserinnen
jegenüber und halte es auch nicht für verlorene Zeit,
im Obelisk auf dem place de la concorde zu stehen
und mit dem Südfranzosen eine Stunde lang zu schwatzen,
ler dort den Fremden Bücher über die Ausstellung und
Pläne der Stadt verkauft. Erst preist er mir alles an,
jedes Buch, das er unter dem Arm hat, schlägt er auf.
„Non monsieur, je ne le désire pas; mai je suis
étranger, il me faut apprendre encore mieux le
français, racontez de vos affaires, je vous en
prie!" Und mit der größten Liebenswürdigkeit erzählt
er mir von seiner Heimat zuerst, der schönen Riviera,
und dann von seinen Geschäften, die ganz gut gehen,
denn während wir uns unterhalten, verkauft er an

Fremde vier Bücher, an jedem 50 Centimes Verdie[n]
das macht 2 Francs. Aber das Geschäft ist noch fl[a]
die „Hausse“ kommt erst! Seine Kunden waren e[b]
Deutsche, die kaufen am meisten, „o die Engländ[er]
nein, nein, die haben schon alles, wenn sie nach Pa[ris]
kommen, da ist nichts zu wollen!“

Und der Mann macht uns Deutschen weiter Komp[li]mente. Gewiß, sein Geschäft wird da mitsprechen, a[ber]
ich habe viele Franzosen gesprochen, sie wissen es a[lle,]
Deutschland und Frankreich, wenn sie zusammenging[en,]
es wäre schön, ihre Interessen treffen sich!

Und während ich noch über dieses alles mit d[em]
Mann vor dem Obelisk rede, geht über dem „jar[din]
de Paris“ gerade unter der Wölbung des „arc [de]
triomphe“ die Sonne im Westen unter. O das ist
schön, daß man mitten in dem Gewühl der Wag[en,]
Automobile und Menschen ganz andächtig gestim[mt]
wird. Es geht mir nicht allein so, denn alles hält [an]
und bewundert dieses herrliche Schauspiel, das ist d[ie]
große Natur; Paris, Du bist schön, aber hiergegen b[ist]
Du doch klein!

Und als wir in die Stadt zurückkommen, ist scho[n]
die Nacht angebrochen, an den Giebeln und Dächer[n]
der großen Hotels blitzt es beständig auf, in Rot, Bla[u,]
Grün, immer abwechselnd, es ist die gewöhnliche Re[-]
klame, welche die sonstige Straßenbeleuchtung auf de[n]
großen Plätzen und Boulevards eigentlich unnütz macht
denn fast jedes Haus ist dort illuminirt. Kakao Poulan[,]
van Houten u. s. w., fast alles, was man in der Küch[e]
gebraucht, wird hier angepriesen, Maggi selbstverständ[lich]

auch, aber eins fehlt hier und das ist „Leibniz-
kes".

Diese Reklame aber ist zu einfach, die zieht nicht
hr genug, eine andere ist so nett, daß sie den Verkehr
r vor dem Café hemmt. Zu dem Gesang des Phono-
.phen haben wir gleich die schönste Lagerscene aus
n Wallenstein; auf einer Hauswand wird durch Schein-
rfer die Scene in fortlaufender Handlung wieder-
piegelt; die Marketenderin kommt und schenkt ein,
: Kapuziner scheint sich auf seine große Rede vor-
bereiten, und die Landsknechte würfeln, sie ergreifen
· Gläser und stoßen an, und auf den Humpen steht:
ière de la meuse!"

Oder ein alter Herr sitzt im Marterstuhl des Friseurs,
n sich den kahlen Kopf waschen zu lassen, weist aber
e gewöhnlichen Haarerzeuger zurück; der Friseur ist
tlos und rauft sich den Lockenkopf. Da erscheint eine
ıtige Fee, drückt ihm eine Flasche des neuesten Mittels
die Hand, alles wird gut, die Haare sprießen vor
ıseren Augen aus dem glatten Kopfe hervor, der zum
üngling gewordene Alte lohnt königlich. Und so geht
, fort, wir können hier eine Stunde stehen, und immer
ıdere Sachen werden sich hier in dieser Art anpreisen.
Sollen wir diese Dinge jedoch in Wirklichkeit sehen, so
rauchen wir morgen Vormittag nur in eins der großen
aufhäuser zu gehen, wo eben alles zu haben ist, alles,
lles, von der Schreibfeder bis zur schönsten Haus-
.nrichtung. Heute Abend aber gute Nacht!

* * *

Paris, 12. Mai 1900

Achtlos geht alles aneinander vorüber, man gr
sich hier sehr selten, ich sah in acht Tagen wohl n
zwanzigmal den Hut lüften. Je größer eine Stadt
um so ungenierter kann man leben, aber auch je grö
eine Stadt ist, um so mehr Elend giebt es. O ich
schon ziemlich viel in diesen Tagen. Und achtlos fl
der Menschenstrom an dem Elend vorüber, die Seid
Robe rauscht dem Krüppel durchs Gesicht und läßt i
nichts, nur den Duft des Parfüms. Die Parise
geht sorglos weiter, hängt sich in den Arm ihres
ganten Begleiters und freut sich seines Reichtums,
ihr all diese kostbaren doch durchaus nicht immer schön
Kostüme gestattet. Der Krüppel müht sich langsam
dem Asphalt fort.

Dieses Bild ist mir heute Morgen durch die Se
gegangen, wie dem Hülflosen die Seide ins Gesicht schl
Ein schöner Mann, in der Blüte der Jahre, ein gro
Kopf mit edeln Zügen auf einem Hünenkörper, der Ma
wäre ein Herkules, fehlten ihm nicht beide Beine.
was für Seelenqualen mag der Mensch in der erst
Zeit seines Unglücks durchgemacht haben, jetzt ist
wohl ruhig in dieser breiten Brust geworden, aber d
Gram liegt in jeder Falte seines Gesichts, er hat
fragende und ins Weite blickende Augen, dieser Man
der nicht bettelt. Und langsam schleppt er sich weit
den Boulevard entlang, die Karossen aber rollen an ih
vorüber, und die Seide rauscht weiter, so ist das Leben
Das beobachtete ich, als ich dem Louvre zuschrit

o dieser Harm in dem schönen Gesicht, und diese Augen, sie sagten so viel! Und noch lange steht mir das Bild vor Augen, das interessante Leben im großen Kaufhaus des Louvre kann es mich nicht vergessen machen. Bellamy läßt in seinem „Rückblick aus dem Jahre 2000“ das Elend durch eine ganz einfache Organisation aus dem Leben verschwinden, das Elend, nicht die Krüppel, denen können wir nur helfen. Aber das Elend hört in diesem ausgezeichneten Buche auf, indem das Geld aufhört zu existieren und alles organisiert ist. Und das ist alles nicht überspannte Phantasie, sondern eine geistvolle Fortführung von Verhältnissen, die sich heute schon angebahnt haben. Wir legen alle dem Gelde eine viel zu große Bedeutung bei, wir überschätzen es bei weitem!

Das klingt wohl komisch von mir, der ich selbst hier bin, um später dadurch auch Geld zu verdienen, und der ich hier im Augenblick in einem Café sitze, um mich herum lauter sehr wohlhabend ausschauende Leute. Ich kann also sehen, welche Annehmlichkeiten das Geld gewährt? Nein, das beweist mir noch gar nichts, die Leute brauchen noch lange nicht zufrieden durch ihre Millionen zu sein; und was mich anbetrifft, so trachte ich darnach, genug zu haben, um mein Deutsches Gretchen heimführen zu können zu einem Leben ohne Sorge — o Ihr Pariserinnen, was seid Ihr weit entfernt von der Deutschen Frau!; und wenn ich einmal reich geworden sein sollte, nun, so werde ich nicht säumen, zu genießen, aber auch nicht versäumen, an meinem Teil mitzuarbeiten. Jeder hat seine Pflichten, die ihm auch Glück geben.

Die Organisation in dem ungeheuren Kaufhause hatte in mir die Bellamyschen Gedanken wachgerufen; die Organisation macht alles aus, sie läßt das Geld verschwinden und damit die Gegensätze, Reichtum und Armut. Aber eins, Bellamy, willst Du auch das bannen? Geistes-Armut und das, was noch schlechter ist als alles Protzentum des äußeren Reichtums, den schlimmsten und verletzendsten Stolz, den Geistes-Hochmut? Rechnetest Du auch mit diesem Egoismus?!

Es giebt nichts, was nicht zu haben wäre in diesem Palast, ich sagte Ihnen schon gestern, von der Schreibfeder an bis zur Haus-Einrichtung; Sie werden, wenn Sie Lust und Geld dazu haben, auch gleich ein Automobil zu 5000 Francs kaufen können, wir wollen dann gleich ins „bois“ fahren.

Diese Kaufhäuser haben über tausend Beamte teilweise, ich kenne Jahresumsätze von 35 Millionen in einem dieser Häuser. Und Sie kaufen gut, angenehm und billig, das Kapital ermöglicht das. Das Haus nimmt keinen Kredit in Anspruch und giebt auch keinen — das sollten unsere Klein-Kaufleute nur auch einführen —, verliert keine Zinsen und spart enorm durch seine Organisation, jeder hat an seinem Posten zu thun und nützt. Was an Kraftvergeudung gespart werden kann, das geschieht, die Maschine arbeitet dem Menschen in die Hand. Man setzt bei einem Mindestumsatz eine angemessene Verzinsung des Betriebskapitals fest und kalkuliert darauf hin alles bis auf den Pfennig, so braucht man nicht zu teuer zu sein, und alles geht seinen ruhigen Gang.

Es ist der Zug unserer Zeit, alles geht ins Große,
.r können dem Rad der Zeit nicht in die Speichen
eifen, es läßt sich nicht aufhalten. Und seien wir
:ne Partikularisten, dieser Großbetrieb ist unserer Zeit
ıgemessen, wir können uns der Wahrheit und dem,
ıs das Leben gestaltet hat, nicht verschließen! Was
cht angemessen ist und gut, hält sich auf die Dauer
cht, aber ist es auf der Höhe der Zeit, so hat es auch
ine Kraft, die der Allgemeinheit zu Gute kommt.

Die Sache spricht für sich selbst, und die Leute wissen
ıch sehr bald, was ihnen gut ist, sie kaufen angenehm,
ıs heißt, was sie wünschen, wird ihnen in der größten
.uswahl vorgelegt, alles ist schön eingerichtet, und die
Bare nicht teuer, oft weit billiger als selbst in Spezial-
eschäften.

Ich denke da eben noch an einen Fall, den mir im
tzten Wintersemester ein Professor der Volks-Wirtschaft
:zählte, welcher dieses Thema besonders pflegte. In
inem Leipziger Warenhaus kaufte er eine 4 kg. ent-
altende Dose Leibniz-Cakes; als er dieselbe Marke und
ieselbe Menge in einem Leipziger Cakes-Laden ver-
ıngte, forderte man mehrere Mark mehr und mußte
s thun. Wenden Sie nicht ein, daß das Kaufhaus
en Cakes unter Preis fortgab, das war nicht der Fall!

Ich will nicht den Geschäften das Wort reden, die
ich sonst auch Warenhäuser nennen und Schund an-
ieten, das ist eben eine Verwechselung der Begriffe.
Aber das große Warenhaus ist dem großen Bedürfnis
ıngemessen!

Vom Kaufhaus des Louvre ist es nicht weit bis zum

eigentlichen Louvre, einem Museum, über dessen Gr ich fast erschreckt war, denn es ist eine anstrenge Wanderung, die Säle der Museen zu durchmustern u das Gesehene in sich aufzunehmen und auch zu v arbeiten zu suchen. Vom Straßenleben hier habe genug, es ist dasselbe Getriebe mit denselben Gesichte Merkwürdig, in diesem Menschengewoge tauchen d immer wieder dieselben Physiognomien auf, es sind h viele Pflastertreter, von denen ich heute auch n einer bin.

Aber lassen Sie uns etwas ausruhen vom viel Sehen, der Tag ist so schön und die Bäume so gri o wär' ich doch nicht so allein! Gern entfliehe ich d Menschenstrom, um meinen Gedanken nachhängen können, doch wäre erst meine Gret bei mir, o dann, dann möchte ich jubeln, dann gehört ja der Frühli auch uns!

So schweifen meine Gedanken nach dem fern Hannoverland, und ich denke auch wieder an den Bellam den wir im Winter zusammen lasen, das Buch schei mir mehr als nur Phantasie, es ist eine so ausgezeichne Logik darin. Alles ist gut, wenn es logisch ist, den das ist eben gut. Das Kaufhaus und der Krüppel ri alles wieder in mir wach, wie die Organisation alle ausmacht zum Fortschritt, wie das Elend mit dem Geld verschwindet — heute verschwindet es noch lange nic —, und wie das Böse verschwindet, indem man alle vermeidet, was die Mitwelt und uns dazu verführt, bös zu sein!

Das ist das A und das Z unserer Gesetzgebung ode

sollte es sein, alles vermeiden, was zum Bösen verleitet. Nimm dem Dieb die Gelegenheit zum Stehlen, und er wird sich des Stehlens entwöhnen! Das ist einfach, und doch sind wir es heute noch, die alle an dem Unrecht mit schuld sind, das um uns her geschieht. Denken Sie an die bekannten Spitzel im täglichen Leben, denken Sie an den Anwalt im Gerichtssaal, o denken Sie an Vieles, und Sie werden sehen, daß wir alle täglich Fallen stellen, um den Andern straucheln zu lassen, wir wissen es selbst nicht!

Ein Deutscher Professor mußte neulich sagen, daß er das Vertrauen zum Deutschen Richterstande verloren hätte, das offene Wort war offen gemeint, der Mann war ehrlich und frei.

Und ist es nicht so, sind Sie nicht eingenommen gegen den Mann auf der Anklagebank im schlichten Kittel? Und muß es der Richter nicht auch sein, und ist es nicht eine gewisse Hypnose, in welcher der Angeklagte sich befinden muß? Er ist nicht frei!

Und ein freies Wort eines Deutschen hat so viel Unwillen hervorgerufen; mag es sein, die Geschichte wird es ihm danken, seinem Vaterland war er ein Deutscher!

Wir können Männer gebrauchen, welche sagen, was ihre Überzeugung ist, freie Politik des Mannes und nicht der Fraktion, ich sagte es schon einmal, seien wir keine Partikularisten! Und würde jeder Buchstabe einen Feind mir erzeugen, ich sage, was mich das Rechte dünkt! Die erste Pflicht sei uns die Offenheit und freie Unerschrockenheit, um die Zukunft ist es dann gut bestellt!

Und freuen wir Deutschen uns hierin unseres Herrschers, der groß ist, weil er für das auch steht, was ihm das Beste scheint, dafür eintritt mit Thatkraft des Mannes, der weiß, was er will. Und mögen unsere Ansichten andere sein, mag ich jeder Partei angehören, die ihm entgegentreten muß, ich freue mich des Vaterlandes mit einem Manne auf dem Throne, der den Mut der Überzeugung hat.

Das ist heute mein Pariser Brief, wenn man im Auslande ist, liebt man die Heimat doppelt, es kommt aus freiem, Deutschen Herzen.

Und ich denke daran, wie es ist, wenn das Geld verschwunden ist, wenn die Arbeit sich lohnt, ohne zu zu gestatten, daß die Arbeit den Menschen beherrscht, sondern der Mensch sie; denke daran, wie der Geist sich weiter verfeinert, indem alle gleich wenig die Brotsorge spüren, denke, wie jeder für seinen Teil dem Ganzen nützt und dadurch das Ganze so groß ist, denke, daß das in weiter, weiter Ferne liegt und denke, daß es nicht das ist, was es uns scheint, Phantasie!

Es ist das große Leben, das all' diese Gedanken kommen und gehen läßt, das Leben, das mir hier so mächtig entgegentritt, das äußere Leben, in dem das Geld herrscht, und in dem es die Menschen beherrscht, die armen Reichen! Doch reich möchte auch ich sein, ich bin nicht unlogisch, — um das Geld zu beherrschen!

* *
*

Paris, 14. Mai 1900.

Wir Deutschen sind doch eigentümliche Käuze, wenigstens ich bin ein solcher; kaum bin ich eine Woche lang in dem schönen Paris, da sehne ich mich auch schon aus dem Wirrwarr heraus, in das ruhige Deutsche Heim zurück. Mein Sohn, das geht nun nicht! Aber der Grund ist wohl das Fehlen ernster Arbeit im Augenblick, die wird schon kommen, man darf eben die Geduld nicht verlieren; und aus dem Menschengewühl sehnt sich der Geist hinaus, es spannt ab, nur anderen die Arbeit zu überlassen, deren man sich allenthalben freut. Man freut sich dann, in der stillen Dachstube mit sich allein sein zu können und alles so im Geiste an sich vorüberziehen zu lassen.

So freue ich mich über die Ruhe hier, aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, bis in die siebente Etage klingt es schon wieder hinauf „La presse, voyez la presse!“ „La patrie, dernière édition, la patrie!“ O, diese ausgeschrieenen Kehlen der Zeitungsverkäufer, die ihre Blätter reißend los werden; leider, denn es ist das Gift des Volkes, neben dem Absinth, diese kleine Presse in Paris. Große und gute Zeitungen wie „le figaro“, „le temps“ u. s. w. versäumten es vor ungefähr zwanzig Jahren, dem Bedürfnis nachzukommen, ihren Blättern kleine und billige Ausgaben, die neben der Hauptausgabe schnell erscheinen mußten, beizugeben, dann hätte das Volk eine gute geistige Nahrung gehabt. Das Bedürfnis nach billigen und schnell erscheinenden Ausgaben lag vor, so entstand

denn diese kleine Pariser Schmutzpresse, die da dem Publikum eben alles für fünf Centimes auftischt, was man will, ob es recht ist oder nicht.

Eine gute und offene Presse kann gar nicht hoch genug geschätzt werden, Deutschland steht in dieser Beziehung sehr gesund da, Sie sollten diesen Schmutz hier nur einmal lesen, oder thun Sie es lieber nicht, es hat keinen Wert, es ist verlorene Zeit.

Und was mich noch weit ungesunder hier dünkt, das sind gewisse illustrierte Blätter. Als ich in der Oster-Ausstellung des Hannoverschen Kunstvereins vor bald zwei Monaten war, wandte sich meine kleine Schwägerin auf einmal zu uns um und meinte sehr niedlich: „Du, wenn hier aber die lex Heinze herkäme!“ Wir freuten uns über den netten Backfisch, aber Kindchen, es ist gut, wenn Du hier nicht hineinsiehst, hier wäre so etwas Ähnliches vielleicht angebracht. Ginge Herr Roeren hier über die Straße, er müßte seinen Cylinder bis über die Nase ziehen, der Hölle wäre er sonst nicht fern.

Man bewahre die Kunst und das Wort vor dem Übel und lasse ihnen freie Entfaltung, aber hier giebt es vieles, das, um gleich mit dem bösen Paragraphen zu sprechen, „ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzt,“ mehr aber noch, was beides in sich schließt, und dann ist es gefährlich!

Diese Sachen liegen hier so offen aus und laden im Schaufenster so schamlos ein, man weiß, sie haben nur den einen Zweck, unmoralisch zu sein, dann ist es auch dem Reinen nicht mehr rein, dann ist es Schmutz! Nun ich könnte von dieser Seite des Pariser Lebens

) viel sagen, man glaubt das zuerst gar nicht, wie
: gehandelt wird, wirklich gehandelt, die Cafés sind
: die Börse, und das Papier, nun . . . es ist kein
)eschriebenes Blatt, es kursiert sehr stark.

Wir Deutschen, und vor allem wir Norddeutschen
en uns davor hüten, zu schroff hier zu urteilen, wir
) anders; der Franzose hat andere Anschauungen, o,
ız andere, die einem oft unmöglich scheinen und er-
:ecken. Und die Pariserin ist noch anders, aber be-
ıken wir, daß wir im Süden sind, wir haben nicht
ıte von unserem Blute vor uns. Und dann noch
s, man ist hier offener, das sagt auch viel. Aber
könnte über dieses Thema viel reden, und Ihr
änner, Euch müßte ich dann einen klaren Spiegel
:halten, doch eins sage ich Euch, geht in Euch und
t, ob Ihr gerecht seid, gerecht zu dem andern Ge-
lecht, gerecht in dem, was Ihr von der Frau verlangt,
d nicht von Euch, oder, wollt Ihr das nicht, gerecht
Eurem Urteil über andere Frauen!! Es thut uns
ıt, vor unserer eigenen Thür zu fegen, und es thut
s allen Not, frei zu sein!

Aber rein ist die Natur dem Reinen, und rein ist
n die Kunst, diese Kunst, von deren Werken ich Ihnen
ld sprechen will, von den besten Werken der Meister
serer Zeit, die hier im großen Palast der schönen
inste ein würdiges Heim gefunden haben.

Die beiden Kunst-Paläste gleich zur Rechten nach
ı Gartenanlagen bei der „porte monumentale"
d bleibende Bauten, in Sandstein gebaut und allein
groß, daß wir zu einem Durchlaufen der Säle einen

Nachmittag mindestens nötig haben. Es ist schade, ich mir, daß man von dem Schönen auf einmal so sieht, man kann es dann garnicht genug würdigen; als ich den Lichthof des großen Palastes betrat seinen grünenden Rasenflächen, in denen Hunderte schönsten Skulpturen aufgestellt sind, diesen Lichthofe, dem eine Brigade bequem sich aufstellen könnte, zu herrliche Treppen von den Galerien hinunterführen, kam mir nur der eine Gedanke: daß dieses tra haft sei!

Etwas niedergeschlagen hatte ich die Straßen Weltstadt durchwandert, ich kam von der Effektenb es war mir kein erhebender Anblick gewesen: „Ist das wirklich eine würdige Börse, sind das wirklich D Berufsgenossen, bist Du von dieser Sippe?!" waren meine Gedanken in den Sälen und Galerien Pariser Börse, die nicht sehr flau im Augenblicke sein schien. Sein eigen Wort kann man nicht stehen, o es hat mich angeekelt. Gegen tausend wachsene Leute handeln da über den Wert fleißi Arbeit und ernsten Wissens in einer Weise, daß sie selbst nicht mehr zu kennen scheinen. Wie klaffe Hunde gehen sie auf einander los, schlimmer als Vieh. Der „billige Jakob" auf unseren Jahrmärk ist ja noch ein großer Schweiger gegen diese Leute, da sich drängen und sich die Zahlen durch Gesten m teilen, wenn die Stimme nicht mehr ausreicht; Cylinder auf den Kopf und womöglich auf die Schulte der Nebenleute gestützt, um besser aus der Höhe schrei zu können. Das ist ein häßliches Bild, und wenn m

den Handel nur von dieser Seite sieht, so muß man einen falschen Begriff von ihm bekommen, dann kommen solche hochmütigen und von großem Unwissen zeugenden Urteile, wie sie vor einigen Wochen das Deutsche Adelsblatt sich anmaßen zu dürfen glaubte! Nun, da ist es doch anders im wirklichen Handelsstand — die ganze Ausstellung ist ja das beredte Zeugnis —, ich kenne die Börse von anderer Seite, ernst, würdig und offen, nicht nur Geschacher.

Und so ließ mich denn der große Kunstpalast, dieses Heim großer Kunst, wieder aufatmen und führte mich fort, in eine schönere, gehobene Stimmung, führte mich fort in eine schöne Welt, die uns das Fühlen, Denken und Wollen unserer Mitmenschen erschließt. Wenn man lernt und viel sieht, wirklich sieht, das heißt, wenn man erkennt, dann wird es dem Einzelnen erst klar, wie klein er doch in vielem, vielem ist, was Menschengeist leistet und wie hoch er sich schwingt, man wird bescheiden und doch wieder stolz, stolz auf die große Menschheit, deren auch wir ein Teil sind, stolz auf den göttlichen Funken, der solcher Flammen fähig ist; und ich bin freudig und stolz, auch mitarbeiten zu können, zu schaffen und zu leben. So trage ein jeder dazu bei, dieses göttliche Feuer in uns allen immer weiter zu schüren, daß es den Erdball erleuchte und erwärme, und auf daß es hineindringe in jedes Heim, Palast oder Hütte, daß es uns erkennen lasse, was unser Zweck ist: Mensch zu sein und zu leben, kräftig und tief!

Diese echte Kunst hier giebt dieses frohe Bewußtsein doppelt, und ein schönes Gefühl war es, als ich mir

sagte, daß dieser Anblick, der sich dem Eintretenden bietet, nicht ein Traum sei, sondern dem wirklichen Leben gehöre. Zuerst sind es die vielen Skulpturen in Bronce, Marmor und Sandstein, die uns anziehen; viele neue Auffassungen alter Motive, der Rache, der Liebe und der Mutterliebe, bei Mensch und Tier, der Vaterlandsliebe und weiter der Liebe zum Ganzen, der Menschheit, der Nächstenliebe! Elternglück und Kindeslachen, o man kann so viel denken vor einem wirklichen Kunstwerk. Es machte mir heute ein besonderes Vergnügen, zu beobachten, in wie weit Lessings Gesetz von dem Vermeiden der höchsten Staffel in den Kunstwerken der Bildhauer und Maler befolgt war; und es war immer der Fall, daß die Bilder, welche mein Interesse besonders in Anspruch nahmen, auch meiner Phantasie weiteren Spielraum ließen, ich konnte mir den weiteren Gang der Handlung selbst ausmalen. Der Beschauer soll eben auch selbst geistig arbeiten, nicht nur sagen, „das ist schön und dieses nicht!“

Künstler aller Länder haben in diesem Palast ausgestellt, selbst Japan und China sind in ihrer eigenartigen Kunstmalerei vertreten, vor allem aber Japan in herrlichen Broncen; Frankreich hat wohl am meisten hier ausgestellt, die anderen Länder sind durch die jüngeren Meister vertreten, während die französische Malerei der letzten 100 Jahre mit ausgestellt ist. Deutschland ist auf der ganzen Ausstellung im Vordertreffen — man nimmt den Hut hier vor uns ab —, auch in dem Kunstpalast sind gute Deutsche Gemälde, wenn ich auch heute beobachten konnte, wie viele Deutsche mit diesen Leistungen nicht zufrieden waren — sie schienen

die Quantität zu schauen! Momsens Porträt, von
bach gemalt, dünkte mich mit am besten, mir sagen
e Denkeraugen so viel, auch in einem Porträt kann
Künstler dem Beschauer noch Arbeit überlassen! Es
noch anderes vieles Schöne aus Deutschland hier,
:r Koners Kaiserporträt will mir nicht gut genug für
e Konkurrenz erscheinen.

Vor vielem kann man lange stehen, ich that es zu-
vor einem Gemälde von M. Santa-Maria in den
nischen Salons; ein junges Ehepaar auf dem Lande
wohl die Gutsherrschaft — will in den Wagen
gen, in welchem die Amme mit dem Stammhalter
on Platz genommen hat. Vor einem kleinen Hause
:r in der Nähe steht ein Mann aus dem Volke mit
nem Kleinen auf dem Arm, dem Kleinen, der an die
ust der Frau dort im Wagen gehört. Es liegt ein
'er Schmerz in dem Gesicht des Vaters, der da sieht,
s seinem Kinde genommen wird, Mutternahrung und
utterliebe, und es liegt ein Stück Socialismus in
n Bilde. Ihr Mütter, gebt eine Jede dem Säugling,
s ihm gebührt!

Und nicht weit davon hängt ein neues Gemälde,
s so viel sagt und prachtvoll gemalt ist, „Beethoven"
n dem Pariser Ballestrieri: Ein Abend in einem
:aleratelier des quartier latin; wohl fünf Künstler
d bei einem Freunde zusammen gekommen, einer
t am Klavier und ein anderer spielt seine Violine,
e Beethovensche Sonate; wir hören die Musik und
hlen, was uns der Meister sagt, denn die anderen
estalten sagen es uns. Die Freunde sitzen und lauschen

traumverloren, aber neben dem Maler im Vordergru
hat sich seine Geliebte niedergelassen, ihr Kinn ruht
der Hand auf seinem Schoß, er hält ihre Linke,
wissen, sie haben einander lieb. Und beide starren
hinaus in die Ferne, sie sehen wohl weit, weit, vielle
in die Kindheit zurück, vielleicht in die Zukunft, sie
glücklich und traurig, sie lauschen der Musik, hören
und hören sie nicht, denn sie läßt sie andere Ze
schauen; und wir hören diese Musik auch durch d
Augen, die vieles erzählen.

E. Debat-Tousan und Henri Danger behandeln b
dasselbe Thema; Christus auf dem Schlachtfelde,
Schönste was er die Menschen lehrte, „Liebet Euch u
einander, denn ich habe Euch zuerst geliebt!“ Die ti
tiefe Trauer in den edlen Zügen über das, was
Menschen die Liebe geworden ist, denn sie nennen
Vaterlandsliebe, wenn sie sich morden! Seien wir
recht, die Menschheit ist nicht logisch in ihrem Sa
und Thun, man betrügt sich gerade in diesem F
täglich so sehr, daß einem der Betrug als Vernunft
scheint, die Vernunft aber den Meisten als eitel Ph
tasie! Und die Kämpfer, denen der Christus so ersche
in seinem hohen Gram, hören auf zu töten und begrab
ihre Toten. Begrabt auch das Kriegsbeil, Ihr Völk
der Erde, Ihr seid zu Höherm berufen! Wann wi
die Frucht reif sein? Sie dünkt mich noch hart!

Eine junge frische Menschenblüte ist es, ein jung
Mädchen im Lebensfrühling, dessen Denken und Hoff
auch uns durch den Kopf geht, wenn wir vor Rousseau
Darbours „Retour du premier bal“ stehen. D

kfisch, das war den Abend über schön, alles in
ınz und Freude, und alles so neu, wer mag es Dir
ethan haben, oder wer sagte Dir vielversprechende
ırte?! War es Dein Jugendzauber und Deine
sche, oder waren es die Millionen Deines Vaters, die
gefährlich sind, vor allem so leicht dem Lebensglück
Töchter?

Viele haben ihren Glauben, ein Jeder soll glauben,
s ihm das Herz sagt, der Verstand bringt uns weit,
d man sage nicht, daß er den Glauben vertreibe durch
n Denken, er vertieft ihn nur. Und wer seinen
auben hat, der lasse auch dem andern den seinen;
d nie Pharisäer, hört Ihr, auch Ihr, die Ihr davor
ırnt, Ihr alle! Und Christus, würde er jetzt unter
s stehen, würde er klagen und weinen? O nein, aber
it Ruthen würde er darein schlagen, Ruthen des
eistes, würde uns aufrütteln und uns zurufen: Seid
ei! — So ist wohl der Christus von Paj. Dagnau,
r da den Kelch hebt: Das ist mein Blut! Und er
haut hinaus in die Zukunft der Menschheit, sieht all'
ıs Blut fließen, das in seinem Namen vergossen wird,
eht vieles Leid und vielen Unverstand, das ist der Zug
es Harms in seinem edlen Gesicht. Und weiter sieht
auch, über all die Tiefen des Völkerlebens hinfort,
rt über das Leid, er sieht die Sonne der Erkenntnis
ıfgehen über dem Weltenreich, sieht sich verstanden und
eht den Sieg des Göttlichen, das ist das klare und Sieges-
ewisse Auge in seinem Gesicht voll hoher Traurigkeit!

O, man kann lange vor solchen Bildern sitzen, das
t tiefe Kunst. Und so saß ich noch lange vor einem

Gemälde Gesbrons, der die letzten Worte Eugen Per
zum Motiv genommen hat: „l'art domine tou
ein junger Künstler hält am Lager des Freundes
Totenwacht; die Nähe des Todes stimmt ernst, und er
Weisen mögen es wohl sein, die er nun im To
zimmer, im Schweigen der Nacht seinem Cello entl
Das Lieblingsstück des Toten vielleicht, oder vergiß
seine Umgebung und schwingt sich hinauf in die H
weit fort mit dem Freunde dem Großen entge
Mag es sein, dem Toten ist es das Abschiedslied,
ruht, von dem Freunde beweint, und die Klänge
Töne sind das Schluchzen der Freundesliebe!

So herrscht die Kunst und ist groß, und groß
alles um uns herum, alles ein großes Kunstw
Menschengeist. Doch lassen Sie uns hinaustreten
diesem herrlichen Heim großer Kunst, und lassen
uns ein größeres Kunstwerk noch betrachten, es ist
größte von allem, die Natur! Sie herrscht überall,
ihr ist alles klein, folgen wir ihr, so werden wir herrsc
und wo sie so herrscht, da ist alles gut!

*
* *

Paris, 21. Mai 1900.

Das Deutsche Haus ist nun schon seit acht Tag
dem Publikum geöffnet, und doch kann ich Ihnen he
noch nicht viel davon sagen, nur, daß es von Außen r
seinen Türmen und Zinnen, seinen vielen Giebeln u
mit seiner bunten — fast zu bunten — Malerei ein
sehr freundlichen Eindruck macht, und daß es drinn

so voll stündlich ist, wie in kaum einem Palast der anderen Völker, aber daß eben diese Vollheit Schuld daran ist, daß ich noch nicht in Ruhe alles durchwandern konnte; ein schönes Zeichen dafür, was Deutschland jetzt im Auslande ist. Würde hier nur ein Franc Eintritt gefordert, die sechs Millionen offizieller Staatskredit wären bald wieder herausgeholt. Nun, wir brauchen es nicht zu fordern, diese Millionen werden bald zurückströmen. Ich sprach gestern einen Deutschen Kaufmann, der mit seinem Vaterlande auf der Ausstellung garnicht zufrieden war; man verkaufte von Deutschen Erzeugnissen hier garnichts, wie schön wäre das bei anderen Häusern der verschiedenen Länder gemacht, kaum bewunderte man dort die Sachen, so wäre auch schon ein Angestellter da und hätte dem Fremden etwas aufgehängt, die Leute machten Geschäfte! Nun, das ist eben schön bei uns, wir machen solche Geschäfte hier nicht, weil wir es nicht wollen! Die Geschäfte für uns werden schon nach der Ausstellung kommen. So habe ich von dem Innern unseres Hauses nur die Pracht und die Solidität gesehen, die es vor allen anderen Pavillons auszeichnet; es ist alles in Stein und Marmor ausgeführt, nicht nur Ausstellungs-Cement, das ist für unsere ganze Art auf dieser Ausstellung bezeichnend, und das sieht auch gleich jeder!

Ich habe mich an diesem Nachmittage auf der Ausstellung damit begnügt, durch die Maschinensäle zu gehen und die hunderte von Sälen, in denen am Marsfelde eben alles zu finden ist, von der Nähnadel in ihren vielen Fabrikationsstadien bis zur schönsten Seidenrobe,

welche sie schließlich geschaffen hat und die Tausende kostet — es ist fast sündhaft, dieser Luxus —, von dem kleinen Element der Hausglocke bis zu Dynamomaschinen von 4000 Pferdekräften, welche hier für diese Unmenge von Licht die tägliche Nahrung geben. Sie können eben alles sehen! Und alles für 65 Centimes; wenn Sie aber in eine der Tiket-Verkaufsstellen in der Stadt gehen, auch schon für 50 Centimes, man hat so viel Tikets dort gekauft, daß man sie ganz billig fortgiebt. An der Börse kosten sie den Straßenverkäufern jetzt ungefähr 48 Centimes im Hundert, Sie sehen, diese Leute machen bei 65 Centimes noch ein ganz gutes Geschäft.

Den Nachmittag habe ich dann noch der „Rue de Paris" gewidmet, welche man fast den Vergnügungs-Park der Ausstellung nennen kann mit ihren vielen Theatern und Bars. Diese Variété-Theater kann man in Paris besser haben, die wollen wir am Abend aufsuchen, vorher aber noch in das Aquarium gehen, das unter den großen Pavillons der Garten- und Obstbau-Pflege in die Erde hineingebaut ist. Da wird einem ordentlich bange, wenn man mitten in dem Seetang steht und die häßlichen Seefische einen mit ihren Glotzaugen anstieren und mit den phantastischen Flossen klappen, brrr, wenn man da wirklich drin säße! Vielleicht wäre es aber garnicht so böse, denn bald kommen die Schönen angeschwommen — wirkliches Fleisch und Blut, in Paris lassen sie auch den Menschen im Wasser keine Ruhe; „sie tauchen und winken, sie sind so schön, sollst lieber Knabe doch mit mir gehn!" Wenn die

aswand nicht wäre, — dann würden wir naß, —
nn die Glaswand nicht wäre, — das wäre ein Spaß!

Am Ufer des Flusses liegen hier noch die Paläste
· Kongresse, der National-Ökonomie, der große Pavillon
: Stadt Paris und die beiden Paläste der Garten-
d Obstbau-Pflege, neben dem Eifel-Turm wohl die
zigen Gebäude mit auf der Ausstellung, welche in
er Eisenkonstruktion, eben diese Architektur betreffend,
.e architektonische Bedeutung haben.

Lassen Sie uns heute Abend einmal unsolide sein
d eins der vielen Pariser Variété-Theater aufsuchen,
ı hier einmal das Leben kennen zu lernen. Ich hatte
}ere Absichten und wollte ins Theater Sarah Bern-
rdt gehen, wo Abend für Abend Rostands „l'Aiglon"
}eben wird, doch sind die Plätze unter 8 Francs für
nächste Zeit garnicht zu haben. Man schätzt, daß
ırah Bernhardt mit „l'Aiglon" zwei Millionen in
:sem Jahre einnehmen wird.

Diese Variété-Theater sind mit einer verschwenderischen
'acht ausgestattet, man bemerkt das schließlich garnicht
:hr so sehr, man wird eben — großartig!

Wenn ich früher manchmal zu einem guten Diner
eins der großen Berliner Hotels eingeladen war,
:te ich zuweilen das Gefühl, „nobel muß die Welt
Grunde gehen!"; da ging auch alles sehr elegant zu,
:e Teppiche, welche den Schall dämpfen, die Kellner
istens weit besser gekleidet als die Gäste und mit
:inguierten Mienen, die beste Musik im Nebenzimmer,
:s das ging sehr hoch her, aber gegen diesen Luxus
es noch nicht gefährlich. Man braucht gar nicht in

den eigentlichen Zuschauerraum zu gehen, der Tause birgt und von dem Foyer durch große Teppiche getre ist. Schon dieses Foyer mit seinem Leben ist in essant genug; ein großer Saal mit Nischen und Spri brunnen, dicken Smyrnas und rotbefrackten Zigeun welche feurige Weisen spielen, die Wände in Mar und Gold gehalten, und in diesem Palast wandelt oft recht zweifelhafte Gesellschaft herum. Auch di ist eine Börse, doch noch lange nicht die bedeuten wollen wir die einmal sehen, so müssen wir hi steigen, hinauf nach Montmartre. Da drehen sich Ab für Abend die Windmühlenflügel von „moulin roug und da dreht sich Abend für Abend das im wi Tanz, was in Paris am leichtesten tanzt und — leichtesten ist.

O, das darf man ja dem Norddeutschen gar n alles erzählen, er glaubt es fast nicht, wie dort get wird, viel Geschmack ist nicht darin, aber viel Schm Und dieser Luxus hier wieder, das empört mich ma mal; man wird von Schönen um eine Tasse Kaffee gebettelt, die in Kostümen zu Tausenden oft gehen, habe ich auch solche Schönen gesprochen, welche Tause im Portemonnaie hatten und Pferd und Wagen, l not least auch ein Automobil!

Und wiederum ist „moulin rouge" noch nicht belebteste Abendbörse, das sind die Cafés von Mo martre, wenn man in „moulin rouge" ausgeta hat; „nein, nein, nein!" sagt man sich da, und „ ja, ja!" so ist es! Aber ich habe genug Zeugen, wel Sie fragen können im eigenen Lande, denn die meis

Fremden, welche ich hier traf, waren Deutsche, alle älter als ich, alte Familienväter, fragen Sie nur, wenn dieselben von der Ausstellung zurückkommen!

Das sind diese Pariser Nachtbilder, auf die ich schon so oft zurückgekommen bin, weil sie dem Fremden immer wieder auffallen; der Franzose sieht das gar nicht weiter, es scheint ihm natürlich so, er ist ein ganz anderer in seiner — Offenheit!

Man soll sich in der Ausstellung nicht überstürzen, das ewige Sehen des vielen Schönen strengt sehr an, man kann dann dieses alles nicht so in sich aufnehmen, wie man möchte, man läuft schließlich nur durch alles hindurch, um gesehen zu haben, das ist das Gefährliche für den Ausstellungsbesucher, der mit der Kürze der Zeit rechnen muß. Wir haben noch Zeit, so wollen wir den schönen Sonntag zunächst zu einem Ausfluge nach Versailles benutzen, der Ausflug ist lohnend. Allein die Bahnfahrt im Maienmorgen die bewaldeten Hügel entlang, unter sich das endlose Paris, das sich da dehnt, so weit Sie sehen können. Diese Stadt hat eine Anlage, wie man sie sich gar nicht denken kann; überall ist man gleich im Grünen, mitten in den Häuserblocks die herrlichsten Parks, und am Weichbild der Stadt die schönen Wälder, es giebt nur ein „bois de Boulogne“. Vom Bahnhof in Versailles ist es nicht sehr weit zum Schloß, das oben auf einem Hügel sich erhebt, der Hof mit den großen Seitenflügeln des Schlosses nach der Stadt zu abfallend, während die Hauptfront des Palastes den weiten, weiten Blick über die Kaskaden beherrscht, weit über die Wälder zur Seite fort, über Wasserläufe

und Seen in eine endlose, üppige Ebene. O ja, hier war eine schöne Residenz! Was für ein Reichtum ist hier wieder aufgestapelt, die Könige benutzten die Quellen des Landes und der Länder, um ihre Schlösser zu bauen, die Galerien immer mehr zu vervollständigen und ihre Wälder zu den herrlichsten Parks umzuwandeln. Das Land hat früher alles hergegeben, heute geht das nicht mehr. Nun, es ist hier schon lange da, und es ist jetzt schön!"

„Aux victoires de la patrie!" steht über den Seitenflügeln, hier ist die Geschichte der französischen Siege; o es sind viele, viele, und diese Siege haben alle diesen Reichtum hierher geschafft. Und auch der größte Sieg wurde hier gefeiert, der Deutsche Sieg im Spiegelsaal, die Wiedererrichtung unseres Reiches! Das sind nicht die größten Siege, die man mit den Waffen erringt, die größten Siege sind es dann, wenn sich die Völker vereinigen, und dieser Sieg wurde hier davongetragen!

Die Fremden hört man hier stets dieselbe Frage an die Wächter richten: „wo ist der Krönungssaal?", und die alten Soldaten mit ihrem Kreuz auf der Brust geben dem Deutschen die Auskunft; ich empfand immer eine Ironie bei diesen Fragen.

Die Wasser springen heute in Trianon, dem Lieblingsaufenthalt Marie Antoinettes, welche Geschmack hatte, denn verborgen unter den alten Eichen und Tannen liegt an einem See, den Wälder und Wiesen einschließen, dieser Schmuckkasten, hinter welchem dann wieder die schönsten Parkanlagen mit vielen Wegen und

Wasserläufen, Marmor-Fontainen und Marmor-Kaskaden sich erstrecken. Die Versailler Anlagen haben nicht so sehr das Steife, wie man leicht nach den Beschreibungen glauben könnte, die Größe hebt das Steife teilweise auf, alles ist abgerundet und geschmackvoll, immer ist noch das Lauschige in den Anlagen gewahrt, vor allem in Trianon. Wo früher die Rokoko-Damen mit den bezopften Herren lustwandelten, freut sich heute ein frohes Volk des schönen Tages und der schönen Wälder, fahren Mail-Couches an uns vorüber und Automobile, tummeln Radler und Reiter ihr Roß, rudern und segeln die Menschen auf dem See.

Wenn die alten Perrückenköpfe einmal aus den Gräbern hervorsehen würden und dieses Leben sähen, der Zopf würde ihnen zu Berge stehen. Und wo einst die Staatskarossen durch die Portale fuhren, rattern jetzt die Klapperdroschken über das Pflaster, — so ändern sich die Zeiten.

Von diesem Droschkenverkehr in Paris kann man sich in Deutschen Großstädten kein Bild machen, wir haben jetzt die guten Straßenbahnen, mit denen es hier noch sehr hapert; die Verbindung in Paris selbst ist schauderhaft, die Gesellschaften bekommen auch genug mit Recht darüber in den Zeitungen zu hören, nach der Ausstellung wird hier in Paris eine Reorganisation Platz greifen müssen. Ich fuhr mit der Straßenbahn von Versailles nach Sèvres zurück, das ist schlecht im Vergleich mit Deutschen Bahnen, desto schöner war es dann gegen Abend auf dem Seine-Dampfer, der uns von Sèvres zur Ausstellung brachte. Dieses schöne

Seine-Thal mit den bewaldeten Ufern und freundlichen Gärten, dann bald das gewaltige Paris wieder zu beiden Seiten, und hinter den ersten Brücken die weißen Ausstellungspaläste mit den Goldzinnen und Türmen und den Tausenden von Fahnen.

Wir sind den Tag über gelaufen und wollen uns deshalb erst ein wenig stärken. Man hat mir geraten, nach Deutschland zu gehen, zum „Spatenbräu", das einen wahren Palast hinter dem Marsfelde, nicht weit vom Riesenrad, errichtet hat. Man glaubt, im Münchener Hofbräu zu sein, es ist alles Deutsch hier unter dem großen Tunnel, nur — Pariser Preise. Das Leben sollte Deutsch sein, war es aber nicht; zuerst freute ich mich über die frohe Stimmung dieser Menschenmenge, man sang Deutsche Lieder zu den Klängen der Tiroler Kapelle, schrie Bravo bis zur Heiserkeit nach jenem Lied, tanzte den Schunkelwalzer mit und warf die Hüte in die Luft, trank viel Bier und schrie und schrie, man wollte wohl zeigen, daß wir Deutsche wären. Es war ein gräßlicher Radau-Patriotismus, welcher den anderen Völkern wohl nicht imponiert haben wird, sie amüsierten sich zuerst, und wenn sie länger dasaßen, sahen sie sich an und gingen. Wir machen es auch so, denn wirkliches Deutsches Leben ist es nicht, nur Radau, den man im Auslande dann leicht für Deutsch hält.

Desto schöner und vornehmer wirkt aber auch gleich das Bild, welches sich uns eröffnet, wenn wir aus einem Seitenflügel auf das Marsfeld hinaustreten. Wie am ersten Abend, nur noch viel schöner. Die

ſſer des Chatau d'eau ſpringen und fließen, alles
in Licht getaucht, o dieſe feenhafte Pracht, die man
m faſſen kann! Und hier wandelt wieder alles —
hunderttauſend Menſchen haben heute die Ausſtellung
ucht — und iſt fröhlich, fröhlich des großen Menſchen-
kes und fröhlich in dieſer Vereinigung der Völker.
wandelt man hier ſtundenlang, ſitzt an den kleinen
en der Anlagen oder unten am Ufer der Seine,
cht den wilden Weiſen der Zigeunerkapellen, denkt
die Heimat zurück, freut ſich und wird traurig ob
des Schönen, das man allein genießt, wenigſtens
das macht mich dann traurig, trotz meiner Freude
er dieſes alles, die Schönheit der Welt und das
nnen der Menſchen! Und während wir hier ſo uns
er alles freuen in der Lichtflut, glauben wir gefoppt
werden, die Millionen Flammen ſind erloſchen, bald
en wir im Dunkeln. Aber es iſt ſo, der Tambour
lägt ſeine Trommel, da heißt es aufbrechen, es iſt
it, hinein in die Stadt!

* * *

Paris, 23. Mai 1900.

Die Nacht über hatte es tüchtig geregnet, eine wahre
ohlthat bei all dem Ausſtellungsſtaub, heute war es
er deſto klarer. So feiere ich die Feſte wie ſie fallen
d benutze den Nachmittag, um zum Eifelturm hinauf-
fahren, ſteige beim Louvre auf ein Dampfboot, das
ch für zehn Centimes bis an dieſes gewaltige Bau-
rk bringt, und für fünf Francs hebt mich der Fahr-

stuhl die 300 Meter in die Höhe. Man sollte den
dieses Eisengerüst wäre ein langweiliger Bau, doch st
Sie einmal davor, vor diesen mächtigen Rundbo
welche da aus den gewaltigen Granitpfeilern sich i
den weiten Rasenflächen erheben, da ziehen Sie
Hut und fragen sich, wie ist das möglich?! Es ist
staunlich, wie diese dünnen Eisen sich ineinander ha
und stützen, um so immer weiter in die Höhe zu stei
in eleganter Form und Kraft. Der Turm ist
Dunkelgelb gehalten, die Farbe wirkt in der Masse j
wohlthuend auf das Auge, das fast verwirrt n
durch diesen Urwald eiserner Balken. Jede Schrau
jede Niete und jedes, jedes ist hier berechnet. Beden
Sie einmal, was für ein Geist in diesem Werke st
wie mancher Aktenschrank mit Zeichnungen gefüllt i
mag für den Entwurf, was für eine Unsumme r
Arbeit dieser eine Turm birgt, der in seiner unte
Etage in einer Höhe von ungefähr 60 Meter eine Me
Restaurants, ungefähr zwanzig Bijouterieläden — we
alle mit Andenken ein gutes Geschäft machen — Au
maten-Ausstellungen u. s. w. beherbergt, und in welch
Fahrstühle hinauf und herunter gehen, die so groß si
wie ein bequemes Familienzimmer.

Und je höher Sie dieses Zimmer bringt, desto m
sehen Sie von dem großen Paris, immer weiter n
der Horizont, bis oben das Auge zu schwach ist,
diese Weite zu beherrschen. Da sieht man erst,
groß eigentlich die Ausstellung ist, wenn man auf
Dächer der Paläste herniederschaut; diese ungeheue
Gebäude, was schließen sie alle für einen Fleiß, e

Kunst, Wissenschaft und einen Reichtum ein! Und wie abgezirkelt ist alles angelegt da unten, ohne steif zu wirken, gerade wie das weite, weite Paris, das dieses alles einschließt. Und die kleinen Punkte da unten steil unter uns sind Menschen, große Menschen, die all dieses hervorgebracht haben. Aber weit über dieses Paris geht noch der Blick, den gen Westen die Berge begrenzen, und weit über herrliche Wälder blicken Sie in ein üppiges reiches Land, aus dem die Wasser der Seine wie ein Silberstreifen hervorblitzen, ja, diese raffinierte Stadt hat auch eine raffiniert schöne Lage! Was für ein vielseitiges Leben wirkt da wohl tief unter uns, alles, was dem Menschen zu eigen ist, lebt sich dort aus, Hohes und Gutes, Gemeines und Schlechtes, Reinheit und Schmutz. Doch auf den Bergen wohnt der Friede! Und auch hier oben, wo man sich so erhaben über allem fühlt, denn so viel thut sich da auf, die Größe der Welt, des Menschenschaffens und der Natur, welche uns dieses alles gegeben hat, hier fühlt man den Puls des Lebens schlagen, weil man weit über ihm steht und alles überschaut!

Tausende von Fremden steigen täglich hinauf — die Aktien des Turmes stehen sehr gut —, um all dieses Große zu sehen und um Postkarten zu schreiben; es giebt hier oben auch noch ein Post-Bureau, Empfangszimmer und alles Mögliche, 300 Meter über dem Erdboden. Auf dem Brocken war früher ein Jahresumsatz in Postkarten von jährlich achtzigtausend Mark, jetzt ist die Postkarten-Krankheit ja noch weit mehr verbreitet, wie viel mag hier wohl in diesem Artikel umgesetzt und

verdient werden?! Man kann kaum einen Platz erhalten, alles sitzt oder steht und schreibt, wo nur eine Gelegenheit zu finden ist; wir Deutschen sind in dieser Beziehung das, was die Engländer bei uns mit dem Bädeker in der Hand sind. Denn wo man hinkommt, überall trifft man jetzt Deutsche, und sieht man sie sitzen, so schreiben sie Postkarten; ich finde den Ort hier wegen seiner Eigenart dafür passend und schreibe auch. Das Schwanken des Turmes — seine Spitze schwankt in einem Durchmesser von einem Meter, denn auf dieses Minimum hat man das Schwanken durch sich ausgleichende hydraulische Hebel in den Pfeilern zurückgebracht — ist nicht hinderlich dabei.

Es ist noch lange Zeit bis zum Dunkelwerden, sonst könnten wir auf der unteren Etage den Abend verbringen, der Blick auf die erleuchtete Stadt von hier aus muß schön sein, und wenn der Pariser einmal einen ruhigen und schönen Sommerabend verleben will, so fährt er bis zur ersten Etage hinauf, um hier bei einem Absinth den Blick auf seine große Vaterstadt zu genießen.

Lassen Sie uns aber den Nachmittag noch weiter ausnutzen, und begleiten Sie mich noch in das Reich der Mode, dessen Pforten sich hier gleich in der Nähe aufthun.

Nicht Tausende allein sind hier in den schönsten Roben aufgegangen, in Kleidern, welche einen hohen Geschmack, Geschmacklosigkeit und viel Raffinement in sich schließen, aber hier sind Hunderttausende in Kostümen ausgestellt. Einer der Fürsten unter den Pariser Damenschneidern, Herr Felix, hat der Mode einen großen Palast in Renaissancestil errichtet, in welchem er uns die Ent-

:lung der Frauenmode in künstlerischer Weise vor=
t. Gelehrte sammelten Kleider des alten Egypten,
ıs, Griechenlands und Byzanzs, Künstler entwarfen
Zeichnungen, und so steht jetzt ein Werk fleißiger fünf
:e langer Arbeit vor uns.
Gleich beim Eintritt in das „palais du costume“
ı wir in einer Niesche eine Römerin mit ihren
ıerinnen die Kunststücke eines antiochischen Schlangen=
ɔigers bewundern, während in dem Atrium gegen=
eine römische Patrizierfamilie den Deklamationen
s Schauspielers lauscht. So geht es weiter in Lebens=
:n Scenen, deren Figuren in voller Größe nach
ıden Menschen künstlerisch modelliert sind, jede
ppe birgt Leben. Wir treten in eine ärmliche
sche Berghütte, in den Thronsaal von Byzanz, wo
odora im lichten Seidengewand vor ihrem goldenen
'el steht und sich von einer Mohrengesandtschaft
ıigen läßt, und wir verbeugen uns nicht in diesem
antinismus. Immer weiter geht es in diesen schönen
ıppen, durch das Mittelalter fort bis zum heutigen
;e; wir glauben am Hofe Ludwigs XIV. zu leben
sehen Maria Antoinette auf dem See des Park's
Trianon sich in leichter Gondel, in weißen Tüll
illt, schaukeln, und sehen dann später, wie Napoleon
Tage vor der Krönung in seiner energischen Weise
Ankleideprobe Josephine von Beauharnais' beiwohnt.
ser Krönungsmantel ist das Prunkstück des Palastes
. er kostete in Wirklichkeit eine Million, diese Imi=
ɔn allein fünfzigtausend Francs. Bedenken Sie ein=
nach diesen Zahlen, was für ein Luxus in Paris

4*

von der Frauenwelt allein in den Kostümen ents
wird, wenn die Damenschneider solche Mittel in
Ausstellungen stecken können. Herr Felix soll für se
Palast hier allein 450 000 Francs Platzmiete bezal
doch das thut dem Hause keinen Schaden, im Gegen
es wird alles in diesem Sommer wieder herauskom
dieser Palast ist überfüllt von Besuchern, welche
ihre 1,50 Francs — an manchen Tagen auch drei Fr
— Eintrittsgeld opfern. Was das Felixsche Haus
einbringt als den Selbstkostenpreis, das fließt der Ar
kasse zu, Herr Felix kann das gern, er ist vielf
Millionär.

Und immer mehr nähern wir uns jetzt der Neu
ich sah da Kostüme, wie sie meine Mutter früher
— allerdings weit bescheidener —, von denen ich im
behauptete, daß sie mit ihren vielen Perlen und S
besatz den Indianerkostümen nicht unähnlich wären,
schließlich sind wir im Atelier Felix, im Jahre der
stellung, im Frühjahr 1900, dem Jahre des Geschm
Oder sollte man selbst so von der Mode behe
werden, daß man das am schönsten findet, was ih
fällt, uns in ihrer Laune vorzuschreiben?! Das ist
oft der Fall, aber hier glaube ich es nicht, es ist wi
ein feiner Geschmack darin. Oder sind es die sch
Pariserinnen des Felixschen Ateliers, die uns so für
einnehmen? Mag sein, aber es sind herrliche Kost
in denen die chicsten Pariserinnen hier umherwan
ein wirklich lebendes Lebendes-Bild. Sie tragen auf i
schönen Körpern märchenhaft schöne Anzüge, herabfall
Seidenroben, ganz einfach, ohne jeden Besatz — das

'te ist immer das Schönste —, über dem Halsausschnitt
feine Brüsseler Spitze. Wenn ich es mir einmal später
en kann, wird meine junge Frau ein ähnliches Kleid
en, doch werden wir auch ohne diese Kostbarkeiten
ieden sein. Mein Gretchen weiß sich ohne viel Kosten
n sehr geschmackvoll zu tragen, das kann nicht jede Dame.
O was könnte ich Ihnen alles von diesen Kunst-
ken der Schneiderei erzählen, Gesellschafts-, Straßen-
Ball-Toiletten aller Jahreszeiten, hier sollen Millionen
Tuch aufgegangen sein. Das ist hier gefährlich für
he Ehegatten mit putzsüchtigen Frauen, und die
riserinnen sind das; Herr Felix wird wohl durch
'e Reklame ein gutes Geschäft machen.

In mehreren Sälen ist hier noch die Ausstellung
„académie de coifure de Paris“ untergebracht,
der Zeit der Henris bis zum heutigen Tage sehen
auf schön modellierten Wachsköpfen alle Haartrachten.
ine und große, so große, daß man sich wundert, wie
etwas sich überhaupt halten konnte und wie man sich
he Last aufbürden mochte; aber auch viel Geschmack
bei viel Unglaublichem, man kann nicht sagen, was
Schönste ist, denn der Haartracht ist jedesmal das
sicht angepaßt, wie das unsere Frauen in umgekehrter
eise auch immer thun sollten. Doch eins thun Sie
Deutschland nicht, was ich in vielen Wachsgesichtern
, und was jetzt wieder chic in Paris ist; die Demi-
nde trägt es schon allgemein: ein Schönheitspflaster
ter dem linken Auge etwas seitwärts. Wie man zu
sem Ding kommt, ist mir unklar; vielleicht will man
rch den Gegensatz zu dem schwarzen Punkt, an welchem

das Auge unwillkürlich haften bleibt, die Reinheit Haut besonders hervortreten lassen, doch das Gesich ja . . . geschminkt! Und die feine Pariserin wir diesen Dämchen wohl bald nachmachen, denn diese h fast weiter nichts zu thun, sie machen die Mode, rech

Und was diese Modeausstellung lehrt, ist etwas gutes. Aller Flirt und alle Raffinerie machen gar n aus, die Natur bleibt immer die Siegerin, das Einfa ist das Schönste!

*
* *

Paris, 26. Mai 190

Foppt mich ein böser Geist und bin ich in ei Zauberlande?! Tote werden lebendig, der Stein er Leben, die alten Deutschen Ritter auf den mächt Broncepferden unter dem Deutschen Michel wenden Rosse gegeneinander und legen ihre Lanzen zum Tur ein, Michel will Frieden stiften und tritt aus se Mosaikwand heraus, die Friedenspalme in der H der gewaltige Deutsche Aar schlägt mit seinen G schwingen, die Gesichter in den großen Glasfen lachen und grinsen mich an, schöne Frauen des Mi alters nicken mir von den Wänden zu, sie sind zufrieden mit dem Menschen der modernen Zeit, di viel kostbaren Schmuck hier vor ihnen entfaltet. M tönt von oben herab, die Spieluhren stimmen ihr Ko an, und zu den Walzerklängen fangen Hunderte kleinen, winzigen Menschen, die Puppen aus der N berger Ausstellung, sich zu drehen an, alles bewegt und stürmt auf mich ein — — -- fort von hier,

wohin?! Links und rechts, Trepp auf und Trepp ab, überall ist es dasselbe, kein Wegweiser, denn wo ich einen sehe, da weist er stolz „Allemagne.“ Ich kam doch aus Rußland, da muß ich mich hinflüchten, faße mir ein Herz und frage einen kleinen Weihnachtsmann, der gerade vor mir herumhüpft, während der Phonograph die „Holzauktion“ singt: Herr Weihnachtsmann! . . . und mit den Worten wache ich auf, es ist schon heller Morgen, der Traum war furchtbar. O welch ein Irrsaal, diese Deutsche Ausstellung im Palais an der „esplanade des invalides“, o je, o je, gut, daß es Tag ist, das war ja entsetzlich!

Den ganzen Nachmittag über war ich gestern in diesen beiden Palästen der „pont Alexander III.“ gegenüber, von denen der linke die Kunst-gewerblichen Erzeugnisse Frankreichs und der rechte die der anderen auf diesem Gebiete etwas leistenden Länder beherbergt. Und ob hier etwas geleistet ist; viel zu viel, um alles würdigen zu können! Vor der herrlichen Arbeit Deutschen Könnens gruselts mich noch nach dem Traum der Nacht, so lassen Sie uns bitte zuerst links eintreten in die freundlichen Zimmer französischer Renaissance, und dann weiter in die Etagen mit modernen französischen Einrichtungen. Frankreich ist stationär und schafft auch hier nicht viel neue Formen, man würdigt das, was die Vorfahren Herrliches geleistet haben und begnügt sich meistens damit; man schafft nicht viel neue Formen! Jeder Raum steht uns hier offen, wir können uns in den schönsten Sesseln niederlassen und denken, daß dieses alles unser wäre. Haben Sie aber solche Wünsche, so

warten Sie noch einige Stunden, wir haben dann wohl die Hunderte der verschiedenen Einrichtungen gesehen, Sie können wählen, leicht wird es nicht sein. Käme man mit Millionen hierher und wollte kaufen, die Kasse würde schnell erschöpft sein, allein in den Kostümen, welche hier die Warenhäuser „Louvre“, „Bon marché“ und „Printemps“ ausgestellt haben; aber ich sagte es schon, man wird blasiert gegen das Einzelne durch das viele Schöne, man durchläuft alles schließlich nur, bleibt vor dem besonders Auffallenden länger stehen und gebraucht so schon Stunden zu einem Palast. Es ist dann ja schließlich immer dasselbe, das Beste der Elfenbein- und Bernstein-Schnitzerei, Buchbindekunst und Lederindustrie, die Kunsterzeugnisse der Seidenfabrikation und Teppichknüpferei, die schönsten Spiegel und Gobelins; Platin, Gold und Silber in allen Phasen der Entwickelung aus dem rohen Erz bis zum schweren Barren oder seidendünnen Draht, man kann kaum alles sehen, geschweige denn aufzählen. Dann kommen noch einige Säle der französischen Uhrenindustrie, dies Geläute und Geticke, man wird bald nervös, wäre man durch den Pariser Trubel nicht schon abgestumpft; kleine mit Brillanten besetzte Damenuhren, so groß wie eine Haselnuß, und Turmuhren mit den schönsten Läutewerken, es klingt sehr schön, wenn die Glocken die Marseillaise spielen. Vor einer Wanduhr steht ein schwarzer Indier im weißen Seidengewand, vielleicht ein großer Maharajah, er hat das Kunstwerk gleich für seinen Palast bestellt, das ihn so sehr entzückte: „Attention, écoutez bien, il est cinq heures!“ rief es mit kräftiger Stimme aus

Uhr heraus; da werden die Diener des Fürsten
hl niederfallen, wenn erst später alle Viertelstunden
Teufel in dieser Uhr sich hören läßt.

Aber es ist schon 5 Uhr, da wird es Zeit, noch in
. Saal unter uns zu steigen, der in diesem Palast
hl das Kostbarste birgt, die schönsten Kunstarbeiten der
weliere des Glanz-liebenden Frankreichs. Nein, nein,
se Brillanten und Perlen, diese Menge von getriebenem
ld und Silber, was muß es für Reichtum geben,
z diese Millionen Käufer finden! Eine Juwelier-Ver-
igung hat ihren größten Schatz, den „Clou" dieses
ales, besonders ausgestellt, den „jubilée"; ein pracht-
l geschliffener Brillant von der Größe eines mittleren
hnereies, er ist einer der neuesten Riesenbrillanten,
lcher einen Wert von zehn Millionen Francs re-
äsentiert. Der Gesamtwert der Schätze dieses einen
ales wird auf über 300 Millionen geschätzt, was bin
doch ein armer Schlucker!

Nun, ich fühle mich sehr wohl und freue mich,
ses alles neidlos genießen zu können, das Schönste
dieses noch lange nicht, das Schönste kommt erst in
m anderen Palast, wo die Deutsche und österreichische
nstgewerbliche Richtung mir am meisten zusagt. Und
s Schönste ist ein freudiges junges Menschenherz, das
weiß, was Sein ist, und das frei und froh mit
eutschem Ernst und Deutscher Fröhlichkeit in das Leben
neinschaut, so etwas kann man nicht ausstellen.

Und so froh über alles das, was sich dem Menschen im
ben bietet, betrete ich den anderen Palast, wo zunächst
ußland seine Schätze vor uns entfaltet. Vielleicht

geht es Manchem auch so ähnlich wie mir früher
stellte mir die Russen immer als ziemliche Hinterwä
vor, bis ich einmal vor Jahren an die russische G
kam; viel konnte ich allerdings dort noch nicht se
aber die alte Vorstellung verschwand, geradeso, wie
unwillkürliche Vorstellung von der russischen Kälte.
Extreme berühren sich, ich war dort im Hochsom
und hatte nach eintägigem Aufenthalt ein verbran
Gesicht durch die Sonne des Nordens. Wie in
Temperatur, so berühren sich auch im Leben Rußla
die Extreme, mehr als in jedem andern Lande. Ne
hoher Bildung, großem Reichtum und dem raffiniert
Luxus — krasse Armut und erschreckende Unwissenh
Aber das Land ist in schnellem und dabei siche
Steigen begriffen, sehen Sie nur einmal die Erf
der russischen Politik an, der äußeren, die Russen wi
was sie wollen! Die inneren Verhältnisse sind
unseren Begriffen teilweise noch recht dunkel, aber
in der russischen Abteilung herrscht viel Licht, ein gr
Geschmack, der allerdings fast nur auf Juwelier- u
Tauschier-Arbeit, Filigrankunst und herrliche Bro
verwandt ist. Und was das Entzücken der Franz
bildet, das ist eine große Landkarte Frankreichs, de
Departements in lauter verschiedenem kostbaren S
ausgeführt sind, ein reiches Geschenk des Zaren an
geschmeichelten Freunde.

Aber jetzt sind wir bei uns zu Hause, in Deu
land, dem wohl die Krone in diesem Palaste gebü
und das erkennt man fast überall an. Hier war
diese Nacht im Traum, jetzt ist alles so schön wie

die Freude ist doppelt groß. Zuerst sind es zwei Säle, in denen die königliche Porzellan-Manufaktur Berlins und diejenige Sachsens ausgestellt hat; Wasser-sprudelnde Tritonen sorgen für eine angenehme Kühle, große Porzellantreppen führen rechts und links hinauf, so daß wir all' dieses Zerbrechliche übersehen können, herrliche moderne Vasen und die schönsten Tafel-Service, welche mit den Erzeugnissen von Sèvres getrost die Konkurrenz aufnehmen konnten. Doch aus diesen Zimmern kommen wir in einen alt-Deutschen Hausflur, von dem aus eine sehr reiche Holztreppe mit Kunstschnitzerei zur oberen Etage hinauf führt. Aber unten ist noch so viel des Schönen, daß wir erst in den unteren Hauptraum treten, in dessen Mitte auf einem grün umwachsenen Felsblock ein mächtiger Deutscher Aar zum Fluge ansetzt; nun der Deutsche Aar fliegt kräftig, auch hier wird es Jedem klar. Diese schöne Allegorie ist weiter durch zwei große Bronce-Statuen fortgeführt, zwei Ritter auf scharrenden Rossen flankieren den Aar, während über dem Ganzen die Deutsche Wissenschaft, Kunst und Arbeit in großen Glas-Mosaiken dargestellt ist. Aus der Mitte aber scheint der Deutsche Michel herabsteigen zu wollen, die Friedenspalme in der Hand, um sie Allen zu reichen, auf daß es uns Allen klar werde, daß wir Menschen sind, zum Schaffen und Leben geboren, nicht zum Zerstören.

Unten haben dann noch Prachtstücke der Kunstschmiederei, des Kunstgusses und der Bildhauerei Aufstellung gefunden, ein jedes ein Meisterwerk. Und wenn wir die Treppen hinaufsteigen, so erzählen uns die

bunten Glasfenster und Wandgemälde aus Deutschlands Sagenschatz. Das Ganze aber hier sagt uns, daß bei uns ein kräftiges Leben herrscht, viel Sage wurde zur That!

In der oberen Etage, welch' eine Vielseitigkeit da wieder, wir haben überall viel Platz gefordert, denselben aber auch würdig ausgestattet. Links sind es zunächst zwei große Zimmer, die mich als Knabe wohl hätten hell aufjubeln lassen, doch auch jetzt noch habe ich meine helle Freude daran. Hier ist die Thüringer Spielwaren-Industrie mit dem tief verschneiten Gebirgsdorfe Sonnenberg und der Nürnberger Tant vertreten, aber der Tant ist gut und sogar künstlerisch ausgeführt. Aus den Thoren Sonnenbergs fährt der Weihnachtsmann mit einem großen Schlitten voll der schönsten Spielwaren und Puppen hinaus in die weiten Deutschen Gauen, um die Jugend zu erfreuen, und durch die Kinder wohl am meisten noch die Eltern; in Nürnberg aber tummelt sich auf dem Marktplatz ein lustig kleines Volk, vergnügt sich bei allen Spielen der Jugend und kennt nur Lachen und Jauchzen. Und das frohe Kinderlachen dringt hinein bis in das Zimmer der Eltern, eine prachtvolle Deutsche Zimmereinrichtung, welche hier von einem Hamburger Hause ausgestellt ist. Sie ist nicht die einzige Deutsche Einrichtung hier. „Extrament, três joli!“ so hörte ich es in einemfort hier sagen, bei den Kindersachen und später vor den schönen Formen moderner Vasen und Kannen, in Kayserzinn und Orivit. Die Dame in diesem Pavillon sagte mir, daß sie von diesen Kunstsachen viel verkauften, man preist nichts an,

wer etwas haben will, kommt so, am Meisten erstehen die Direktoren ausländischer Museen.

Dann kommen in Gold und Silber getriebene Gefäße, auch die Deutschen Juweliere haben ihr Bestes gethan. Wenn man alle die Erzeugnisse des Kunstgewerbes der verschiedenen Länder genau betrachtet, so sieht man in dem Allen einen neuen künstlerischen Schwung, ein neuer Styl ist hier in der Entwicklung begriffen; wir stehen jetzt in diesem Zweige mit an der Spitze, eben weil wir im steten Vorwärts sind, der Deutsche Aar gebraucht seine Flügel.

Noch viel können wir von anderen Völkern lernen, recht viel, das muß jeder, aber warum nicht auch das viele Gute anerkennen? Deutschland steht hoch da im Auslande, auch hier in Frankreich. Nicht nur auf diesem einen Gebiete, das doch nur einen kleinen Teil des ganzen Schaffens der Nation darstellt, in anderen Sachen auch, und wo wir noch weit zurück sind, da zeigen es uns auch schon hier die anderen Länder, das ist gut!

Wollte ich alles noch aufzählen, was hier noch von Europa und Asien ausgestellt ist, es würde immer dasselbe sein, jedes Volk hat seine Eigenart in seinen Erzeugnissen mit zur Schau gestellt. England seine besten Stahlwaren, vor allem seine berühmten Gummifabrikate, sonst wenig eigentlich; die Vereinigten Staaten ragen durch Glasmalerei und Präzisions-Uhren hervor, Italien durch die schönsten Marmorbüsten, mit denen die Aussteller ein Riesengeschäft machen, Dänemark durch seine königliche Porzellan-Manufaktur und durch silbergetriebene

Gefäße, Österreich, welches uns hier tüchtig Konkurrenz macht, hat die herrlichsten Teppiche ausgestellt und die kostbarsten Zimmer-Einrichtungen, die seltensten Gläser und feinsten Spitzen, Ungarn auch Teppiche und Möbeln. Dann Schweden und Norwegen feine Filigran-Arbeit, die berühmten schwedischen Klingen, welche hier mit Spaniens Toledostahl sich kreuzen; die Schweiz zeigt uns die große Entwicklung seiner Uhren-Industrie, und nicht zuletzt hat auch Japan sich bemüht, der Welt zu zeigen, was es auf kunstgewerblichem Gebiete leistet. Hier ist noch nicht alles beendet, aber in den großen Sälen Japans kann man schon jetzt auch die feine Kunst dieses thatkräftigen Volkes bewundern, Vasen, wie sie sonst von keinem Volke hergestellt werden können in ihrer feinen Ausführung und Eigenart, die herrlichsten Bronzen in einer uns betrügenden Natürlichkeit, und die schönsten Teppiche, an denen in jahrelanger Arbeit viele Menschen knüpften. Diese kleinen Leute sind ein geschäftig Volk, man muß sie hier nur hantieren sehen. Vielleicht werden die Völker des Ostens uns noch einmal überholen, um dann, wenn wir sie dazu erzogen haben, den Westen zu überfluten. Vorläufig aber hat die reine weiße Rasse noch das Steuer in Europa in der Hand, diese beiden Paläste zeigten es uns. Und gehen wir weiter durch die anderen weit größeren Anlagen der Ausstellung, so wird uns dieses noch mehr zum Bewußtsein kommen. Aber wie lange wird es noch dauern, dann werden wir eine Welt-Ausstellung in Tokio oder Peking beschicken, vorläufig hausen in China noch die „Boxer“, und so lange lassen Sie uns dort fortbleiben,

· in Jahrhunderten wird das der Fall sein! Oder
e die chinesische Riesenmauer von Neuem doppelt hoch
htet werden?!

* * *

Paris, 28. Mai 1900.

Wenn man schlechter Laune ist, so braucht man des
nds nur in eins der guten Boulevard-Cafés zu
en, die gute Musik der dortigen Hauskapellen ver-
ucht da bald alle trüben Gedanken. Ich gebrauchte
e Medizin schon oft in dieser Zeit, denn heute fing
vierte Woche meines Pariser Aufenthaltes an, und
te holte ich mir auch meinen vierten Korb, ...
ner noch Stellungs-loser Commis. Ich werde leicht-
ig, das Leben in der so vielseitigen Stadt fängt an,
trotz dieser nicht erwarteten Mißerfolge zu behagen;
r es ist nicht die Freude am Nichtsthun, sondern das
fühl, daß all dieses Lernen und Sehen, Beobachten
in mir Aufnehmen vielleicht nützlicher ist, als wenn
in diesem schönen Mai den Contorschemel geritten
te. Im vorigen Sommer tummelte ich mich in
nen dienstfreien Stunden auf den Rossen der Kur-
rkischen Dragoner im schönen Elsaß, und jetzt gehört
der ganze Tag, um das Leben dieser Weltstadt in
aufnehmen zu können; eigentlich habe ich doch
ne Jugendjahre! Wäre ich nur nicht so allein!
er auf die Dauer kann so etwas doch nicht befriedigen,
Leben ohne Arbeit und Erfolg ist nichts. Da ich
r heute den Erfolg dieses Lebens hier in der Er-
terung meines Gesichtskreises erblicke, bin ich mit

ihm zufrieden und somit — es klingt sehr bescheide
auch mit mir.

Ich warne aber jeden, der nicht einen so g
Vater wie ich ihn habe, sein Eigen nennt, nach
zu gehen, bevor er feste Anstellung gefunden hat
Tausenden laufen hier arbeitslose und hungrige
herum, nicht wenig Deutsche. Am Sonnabend stan
in einem der Paläste am Marsfelde und freute
der Klänge einer elektrischen Kirchenorgel, welche
Deutscher Fabrikant dort ausgestellt hat, als ein a
Schlucker zu mir kam und mich fragte, ob ich
Deutscher wäre. „Gott sei Dank!", und der M
erzählte mir, daß er vor vier Wochen von Köln
einem Rade — der Ersparnis langer Arbeit —
Holland und Belgien hierher gekommen wäre auf
raten seiner Kollegen. Er war Konditor, hatte
besten Zeugnisse und nun keinen Centime mehr in
Tasche. Auf dem Deutschen Bureau schenkte man
wenigstens ein Tiket zur Ausstellung, aber auch in
vielen Deutschen Abteilungen ist genug Angebot
Arbeitskräften, da giebt es erst recht nichts, nur e
Centimes aus den Taschen der Landsleute, um bei
Heils-Armee für 25 Centimes ein Nachtquartier zu
halten.

Ich mußte unwillkürlich lachen, als der
Schlucker mir sagte, „die Mädchen in den Kondito
lachen immer so komisch, wenn ich artig um A
bitte, sie verstehen alle kein Deutsch, und man
immer durch den Laden, um zum Meister zu gelange
So geht es hier Tausenden. Dem mitteilsamen La

mann gab ich neben der Hauptsache den guten Rat, schleunigst nur wieder sein Stahlroß gen Osten zu lenken, der arme Schlucker — er stotterte zum Überfluß auch noch!

Zur Ausstellung war ich an diesem Nachmittag gekommen, um den Deutschen Pavillon zu besichtigen, zweimal war ich schon vergebens dieserhalb dort. Um dem gewaltigen Andrang zu steuern, giebt man jetzt den Eintritt zu dem schönen Palast nur noch gegen Erlaubniskarten frei — außer uns thut das nur noch Ungarn vorläufig —, ich gab meine Karte ab und erhielt mit vielen Anderen den Bescheid, die Eintrittskarte am anderen Tage empfangen zu können; doch als wir alle am anderen Tage wiederkamen, war die Sache schon wieder geändert, die Karten werden durch die Post zugestellt. Jetzt habe ich die meinige endlich, also morgen darf ich die geheiligten Räume betreten! Sehr praktisch ist das von der sonst so sehr verdienstvollen Leitung nicht geregelt, im Publikum konnte ich genug Gerede darüber hören, wenn die Sache nun auch nicht gleich vor den Reichstag gehört, dem sie einige ganz aufgeregte Schwätzer unterbreiten wollten. Doch blieb ich an diesem Tage in den Häusern der Tripel-Allianz.

Sollte es mit Italien so ähnlich sein wie mit seinem Palast, der von Außen einen so schönen und reichen Eindruck macht?! Klopft man an die Wände, so ist es nur Holz und Zement, und innen der reinste Jahrmarkt mit allerdings vielen schönen Sachen. So ist wenigstens der Eindruck, den auch später die schönen und wissenschaftlichen Arbeiten der italienischen Architekten und Universitäten nicht verwischen können. Unten ein ge-

waltiger Saal mit vielen Nischen und Abteilungen, i
denen herrliche kunstgewerbliche Arbeiten, Marmorbüste
die feinsten venetianischen Spitzen, Porträts des König
und der Königin ausgestellt sind, und oben eine brei
Galerie mit den Erzeugnissen des Landes, schwere
Ähren und Traubenbündeln Siciliens, so groß, da
zwei Menschen an einigen dieser Bündel ihre Last haben
Ich erwähnte es früher schon, die Ausstellung de
Italiener ist überall fast hier zu sehr auf das direkt
Geschäftemachen zugeschnitten, immer wird man gleic
durch anpreisende Verkäufer belästigt, Italien, die Türke
und Persien reihen sich da unwürdig aneinander, das
paßt nicht in den vornehmen Rahmen dieser würdigen
Ausstellung! Dies ist nur ein Jahrmarkt in feinerer
Auflage mit sehr teueren Artikeln.

Desto schöner wirkt dann das stolze Haus Österreichs,
dessen schwere eisengeschmiedete Thore uns mächtige
Pförtner mit großen Vollbärten und stolzen Kriegs-
medaillen auf der breiten Brust öffnen. Ein Paar
Prachtgestalten mit ihrem großen Federbusch auf dem
Kopf, treten sie dem Besucher sicher doch bescheiden ent-
gegen. Und unten führen sie uns gleich in zwei vor-
nehm und mit großer Pracht eingerichtete Empfangs-
zimmer, welchen sich dann links und rechts die Säle
anreihen, an deren Wänden sich uns die österreichischen
Gauen in ihren schönsten Punkten erschließen. Die Kraft
und Gesundheit spendenden österreichischen Bäder laden
hier zum Besuch ein, Teplitz, Marienbad, Franzensbad,
Karlsbad und wo man sonst sich noch gesund baden
kann; sie machen hier eine gute Reklame. Prachtalbums

zen überall aus, und wenn Sie wollen, so können
e aus diesen Sälen eine ganze Bibliothek in allen
rachen der Welt mit nach Hause nehmen, natürlich
isonst, es sind nett ausgestattete Kurberichte und der-
ichen. In anderen Zimmern liegen Handschriften
erreichischer Meister aus, Mozart, Beethoven, Brahms,
ydn, der Schicksals-schwangere Grillparzer und viele
dere noch sind hier vertreten; es ist sehr interessant,
se Manuskripte mit den Abänderungen der bedeutenden
änner zu studieren. Aber wenn Sie ein Mensch sind,
lcher der Gegenwart lebt, so treten Sie in den Saal
: Presse, hier können Sie die neuesten Zeitungen ganz
terreichs täglich lesen, die Pilsener Käse-Blätter und
n Pester Lloyd, diese ausgezeichnete Zeitung, welche
r vier oder fünf Jahren durch ihre Bedeutung einen
arkstein in der Geschichte der Presse errichtete, ihrem
hef-Redakteur wurde damals der Titel Excellenz ver-
hen, das war das erste Mal, daß man die große Be-
utung der Presse staatlich anerkannte!

In den Räumen der oberen Etage ist dann eine
isgezeichnete Sammlung der Gemälde moderner Meister
itergebracht, neben vielem Guten ist da wohl auch
niges dem gewöhnlichen Sterblichen zuerst Unverständ-
hes, aber sinnen Sie vor solchen Sachen nur immer
ich. Diese Sachen sind nicht immer schön, aber oft
nden Sie dann tiefe und wahre Gedanken in solcher
ymbolik, auch die Eigenart hat ihre Berechtigung.
s ist nur ein Zeichen großer Ignoranz, solche Sachen
. belächeln, in die ein Künstler all sein Denken, Wollen
id Können hineingelegt hat!

Es ist auffallend, wie immer die Portraits Statuen des Deutschen Kaisers vor allem von den zosen betrachtet werden. Hier ist der Augenbli einem fesselnden Bilde wiedergegeben, wo sich der K an die Spitze seiner Königs=Ulanen begiebt und di waltige Attaque von zwölf Kavallerie=Regimentern das Heben seines Degens ansetzt. Es ist ein fessel Moment, ich war im vorigen Herbst mit bei Attaque am letzten Tage der Manöver in der Nähe Leonberg, das Bild steht mir noch klar vor Augen. war mir ein schönes Schauspiel und ein Beweis ausgezeichneten Disziplin in jedem Zweige dieser M im Ernstfalle wären die stolzen Regimenter von fernen Artillerie zusammengeschossen worden. So m es mir Vergnügen, den bewundernden Franzosen Situation und die Bedeutung der Standarten einander zu setzen, doch bald habe ich einen so gr Hörerkreis, daß mir bange wird, und ich mich empf ich kann meine Kenntnisse selbst besser an den Mod elektrischer Apparate im Nebensaal bereichern.

Was die Elektrizität jetzt leistet, wird einem am besten an einem der Feenabende auf der Ausstell klar; ich habe gestern wieder solch einen Abend am der Seine erlebt, man glaubt wirklich, daß eine uns das alles geschenkt habe, und diese Fee war die er Arbeit und starkes Denken ernster Männer, und sind es die gewaltigen Maschinen im „palais d'él tricité", diese großartigen Maschinen, deren ei Modelle wir hier eingehend betrachten können.

Und ehe wir dieses schöne Haus verlassen, bedan

: uns noch bei dem liebenswürdigen Pförtner, der
s stolz sagt, daß sein schönster Orden aus dem
ıtigen Massacre von Solforino stammt, diesem Pyrrhus-
ȝ der Sieger, „o hätten wir die Schlacht weiter ver-
gt . . .“ fährt der alte Krieger fort. Lassen wir
er jetzt alle das Schwert in der Scheide, wir sahen
r so viel schöne Früchte der Friedensarbeit, es wäre
ade, wenn sie aufgehalten würde!

* * *

Paris, 29. Mai 1900.

„In Deutschland meine Wiege stand,
Zu Deutschen ich mich zähle,
Treu schlägt mein Herz für's Deutsche Land,
Und Deutsch fühlt meine Seele!“

Dieses ist das Leitwort eines Bandes in der Fremde
schriebener patriotischer Gedichte und Balladen, deren
erfasser ich heute auf der Ausstellung in dem Deutschen
ause kennen lernte. Ein älterer Herr, dem es gerade
geht wie mir, seit drei Wochen ist er hier auf der
uche nach Beschäftigung. Finden wir nichts, so gehen
ir weiter, heute aber haben wir uns zusammen Vieles
ıgesehen und dabei zusammen Deutsche Gedanken aus-
:tauscht, das thut wohl unter fremden Völkern.

Und über das Deutsche Heim hier waren wir uns
ıit vielen Anderen noch einig, ein Schmuckkasten von
ußen und Innen in Deutscher Solidität, ein Deutscher
auch durchweht das Ganze; da fehlt denn auch nicht
er geliebte preußische Bureaukratismus, welcher hier

unter den Einlaß=begehrenden viel böses Blut erzeu
Die Sache ist seit gestern schon wieder einmal geänd
jetzt werden nur noch zu den Empfangszimmern, we
die Einrichtung der Räume Friedrichs des Großen i
Schlosse von Sans=Souci enthalten, Einlaßkarten v
abfolgt. Da ist die Drängerei im Hause noch schlimm
vor allem, wenn sich alles vor den geheiligten Räum
staut. Es ist ja nur eine Liebenswürdigkeit, wenn d
Publikum Eintritt erhält, aber wenn man das ein
thut, so soll man doch auch durchgreifende Maßreg
treffen, ich habe hier schon viermal längere Zeit
standen und nur Unzufriedenheit gesehen, bei Land
leuten und Anderen. Hoffentlich wird das bald and
Die Deutschen Wächter — zum Teil abkommandi
Unteroffiziere, welche man vorher in ein strenges Exam
im Französischen nahm — bekommen dann all die E
rüstung zu fühlen und sind doch die Unschuldigen da
Das Publikum ist in solchen Fällen gerade nicht i
rücksichtsvoll.

Aber wir wollen uns dadurch nicht abhalten las
uns über die vornehme Anlage des Treppenhauses
freuen, in dem zwei Marmortreppen zum oberen Korri
hinaufführen, von dessen Ballustrade aus die gro
Wandgemälde von Gußmann sehr gut wirken. Re
die Jugend, ein kräftiger Jüngling mit trotziger Mie
welcher das Schwert zieht, um in den Lebenskampf e
zutreten, und zur Linken reichen zwei Frauen ein
Greise die Friedenspalme, das Schwert ruht in d
Scheide, das Alter genießt die verdiente Ruhe. Z
Seite der großen Flügelthür des Hauptempfangszimme

sind die neuen Prell'schen Gemälde aus dem Deutschen Botschaftspalast in Rom in schönen Nachbildungen untergebracht; es sind die Jahreszeiten, welchen bei ihrer Darstellung der Deutsche Mythenschatz zu Grunde gelegt ist. Man kann auch den Sieg des Deutschtums darin sehen, wie Baldur mit dem Sonnenschwert die Dunkel-Götter vertreibt: Der Tag bricht an, — Und Sommer-Sonnen scheinen!

Nach langem Warten, Drängen und Gedrängtwerden sind wir dann endlich in den Zimmern des großen Friedrich; offen gestanden, ich hätte mich nicht so wegen derselben gedrängt, hätte ich sie vorher schon gekannt. Es lag aber eine feine Höflichkeit des Kaisers darin, als er bestimmte, daß diese Einrichtung mit den lebensfreudigen Gemälden von Watteau, Laugert, Goypel und Anderen auf die französische Ausstellung kommen sollte, es sind Schöpfungen französischer Künstler und ihrer Schüler. Das wissen die Franzosen ganz genau, strömen hierher, um ihre Kunst in einem Deutschen Palast zu bewundern und sind entzückt; die Zeitungen hoben es natürlich hier besonders hervor, wie die Franzosen unsere Lehrmeister wären und erkannten wohl die Deutsche Courtoisie. Für mich haben diese Möbel und Bilder, von denen ja ein jedes ein Kunstwerk ist, eine historische Bedeutung, sonst sah ich schon schönere Einrichtungen, gerade hier.

Tritt man aus den hellen Empfangszimmern wieder in das Treppenhaus zurück, so macht dieses zuerst infolge der recht bunten Glasfenster einen etwas düsteren Eindruck, docht herrscht dann desto mehr Licht in den

anderen Sälen, welche oben rechts zunächst die Nachbildungen Deutscher Wohlfahrtseinrichtungen enthalten. Da sehen wir in kleinem Maßstabe die großen Anlagen der Pestalozzihäuser, der Frankeschen Stiftungen, die Heilanstalten großer Fabriketablissements, Kinder-Wahranstalten und viel derartiges vor uns aufgebaut, während die Berichte und Erläuterungen in kleinen Büchern jedem zum Studium bei sich zu Hause frei stehen. Aber dieses werden wir alles später noch weit ausführlicher in dem Palast der National-Ökonomie und Sozial-Politik wiederfinden, wir wollen das dann eingehend ansehen, es ist in unserer heutigen Zeit der sozialen Bewegung ein wichtiges Feld, das zu bestellen sich wohl lohnt.

Sonst ist dann aber in seinem übrigen Teil unten und oben das Deutsche Haus fast nur eine — allerdings recht stolze — Ausstellung der Deutschen Buchdruckerkunst. In dem, was durch sie geschaffen und vermittelt wird, spiegelt sich wohl das Geistesleben des Volkes der Denker wieder, so ist diese schöne Ausstellung in diesem Hause wohl auch am Platze; wir leisten in diesem Kunstgewerbe mit das Beste, ich mag nicht immer des Können meines Vaterlandes so in den Vordergrund stellen, aber der Wahrheit gebe ich die Ehre. Reizende Sachen an Künstler-Postkarten, Reklame-Bilder, welche einen Anspruch auf wirkliche Kunst machen dürfen, die schönsten Kartenspiele — auch den Chinesen drucken wir jetzt ihre Karten —, alles Schöne und Geschmackvolle, was Sie in Deutschen Buch- und Kunst-Läden ausgelegt und nicht ausgelegt sehen, die vornehmsten

appen unserer Kunst=Zeitschriften, eben alles auf
sem Gebiete, und in einer Vielseitigkeit, die uns
unen macht. Sehr vornehm wirkt dann noch das
mmer der Reichsdruckerei, dessen Nischen uns zum
ısruhen einladen. Wir durchblättern hier, in be=
eme Sessel gelehnt, die schönen Mappen von Rem=
andt, Dürer, Deffreger und vieler anderen Meister,
d wenn wir dann zu den unteren Sälen hinunter=
igen, so grüßt uns von der Wand des Eintritts=
umes der verschneite Marktplatz des alten Leipzig,
ihrend die Wand gegenüber ein Gemälde des frohen
ainz schmückt. Auch hier noch alles Druckerkunst;
d hier auch grüßen uns die Berge der Heimat, das
e, liebe Goslar liegt im Sonnenschein vor uns. Es
ein eigen=schönes Ding um die Heimatliebe, es ist
vas Herrliches um Deutsche Art und Sitte, die mir so
ch über diesem seichten Flirt des sorglosen Paris steht.
Und ehe wir dieses Haus unseres schönen Vater=
ndes verlassen, wollen wir uns noch einmal dessen
euen, daß wir Deutsche sind. Lassen Sie uns immer
eutsch bleiben, in Sitten und Anschauungen, es ist
vas Schönes, im Auslande — vor allem aber in Paris
wird man sich seiner Heimat erst ganz bewußt!
Es liegt mir fern, ein einseitiger Lokalpatriot zu
n, wir Deutschen haben auch unsere vielen und großen
ehler, wir lernen und sollen von anderen Völkern
nen. Aber wenn Ihr im Auslande seid, so vergeßt
e, daß Ihr Deutsche seid, und das ist einer unserer
ationalfehler, das Fremde dünkt uns gleich das Beste!
Nach drei Wochen bin ich schon eines Besseren be=

lehrt worden. Sie werden mir vielleicht Widerspr vorwerfen wollen, aber ich bat Sie, mit mir, dem Fremden, das Leben zu beobachten, da blendet vieles, nachher kommt dann das Aufgehen der sogenan Thranlampe!

Das erste, was mir in Frankreich auffiel, war Höflichkeit der Beamten — und ich bin noch heute zückt von dem freundlichen und dabei sicheren Auftr der Pariser Schutzleute —, dann war es auch französische Höflichkeit im Sprechen . . . „je vous pri „o vous êtes trop aimable“ u. s. w. Aber bli Sie da einmal weiter. Wenn auf dem belebten Bo vard ein Leichenzug daherkommt, so zieht Jederm seinen Hut, der Droschkenkutscher und der Herr Wagen, das ist eine schöne Sitte; tritt Sie aber gl darauf ein Herr mit aller Kraft auf den Fuß, so lü er kaum seinen Hut, um sich zu entschuldigen. Kom Sie in einen Laden oder in ein besseres Restaur und nehmen als Mann von Lebensart den Hut ab, staunt man Sie wohl an und findet das „drôle“, natürliche Gefühl geht da dem höflichen Franzosen ab. Ist aber ein Tisch nicht mehr für Sie allein und machen Sie den Herrschaften, bevor Sie Sich ihren Tisch mit setzen, Ihre Verbeugung, so sehen lauter verdutzte Gesichter, man flegelt sich eben hin und kennt das nicht besser! Ich will damit dem wirklich feinen Franzosen zu nahe treten, der Mann wird auch immer ein feines Gefühl haben, großen Durchschnitt aber ist es so.

Und nehmen Sie dann gleich darauf die Zeit

zur Hand, so werden Sie das nebensächlichste Zeug in den schönsten Worten und Sätzen breitgetreten finden; ist aber gerade Sauregurkenzeit, so werden Ihnen da Leitartikel aufgetischt, ellenlang, und wenn Sie Sich durchgearbeitet haben, sind Sie noch gerade so schlau wie vorher, man artikelte über nichts, ... der viel gerühmte französische Esprit, sprudelnder und zischender Champagner, dieses Getränk ist so bezeichnend für dieses Volk. Und wo steckt denn der Esprit in den gewöhnlichen Witzblättern? Ich fand noch nicht viel! Furchtbar plumpes und grobes Zeug, „le rire“ steht oben an, o so dumm teilweise und abgeschmackt, daß man sich wundert, wie so etwas Geschäfte machen kann. Wir haben ja auch in Deutschland eine Blütenlese hierin, aber etwas Geist und Witz ist doch immer noch dabei, und in unseren guten satirischen Blättern ist viel Witz und Geist enthalten, solche Blätter sind ausgezeichnet und sehr wertvoll für das Leben.

Aber sehen Sie noch einmal weiter zu, wie steht es mit der allgemeinen Bildung?! „O,“ denkt man da zuerst, „das sieht hier ja alles sehr schlau aus!“ Jawohl! Sie können mit einem Jüngling über den Pytagoräischen Lehrsatz disputieren und ihm aus der Kongruenz und Gleichheit der Dreiecke die Gleichheit der Quadrate ganz genau beweisen, er wird mit Ihnen schwatzen und klug thun, ohne die Dreieckslehre überhaupt zu kennen, und wird zum Schluß selbst glauben, daß er der Kluge sei! Alles das ist oberflächlich, nur reden können und so thun, tiefes Wissen und innerer Halt — — im Allgemeinen wenig!

Ich rede hier nur von der Allgemeinheit, es ist auch viel hohe Bildung und Geist im edelsten Schwunge hier zu Hause, wie sollte denn sonst allein all das Schöne und auch Solide geschaffen sein. Aber die Kraft kommt meistens von dem Lande, nicht aus Paris, das einen ruhigen Denker kaum in seiner Jugend erziehen kann, das Ideale der Jugend, ohne daß ein wirkliches, hohes Streben unmöglich ist, kann einem Knaben und Jüngling hier wohl kaum erhalten bleiben!

Das ist die Allgemeinheit, die Durchschnittsbildung, aber lernen Sie einmal die Versittung der wirklichen Allgemeinheit, des Volkes von oben bis unten hier in Paris kennen, da kann man traurig sein! Ich bin nicht prüde und will kein Philister sein, manches deutete ich Ihnen an, das uns Norddeutschen schon den Kopf schütteln läßt. Aber seien wir nicht unehrlich und seien wir auch gerecht, man ist hier weiter im Süden, und man ist offener, eben ein anderes Volk — — chacun à son gout! Man findet das alles ganz natürlich, macht kein Geheimnis daraus . . . . nun gut, doch die Natur ist in den Dreck getreten, sie herrscht nicht mehr, man fröhnt der Unnatur, in erschreckender Weise, von Oben bis Unten!

Betrachten Sie nur die Frauen auf der Straße, Damen und Nicht-Damen in rauschender Seide, auf ihren rotgefärbten Lippen steht's geschrieben, jungen Mädchen und alten Frauen! O man muß nur immer offene Augen haben, und man muß auch offen sagen, was man weiß und sagen soll! Frankreich unterschlägt,

ankreich ist stationär, Frankreich wird sich so verzehren seiner Unnatur und seinem Blendwerk!

Zola hält seinem geliebten schönen Vaterlande und ch seinem Paris in seinem letzten Werke „Féconditée" ıen scharfen Spiegel vor, er sagte noch lange nicht es. Und sprechen Sie mit dem Volk über Zola: O, Zola lügt, er ist kein Patriot!" Ja, er hat so cht, dieser französische Tolstoi!

„Retournous à la nature!" rief Jean Jacques ousseau einst der Menschheit zu. Nun Ihr Franzosen, bt, wie Ihr wollt, aber retournez à la nature, das Eure Rettung aus diesem Pfuhl, sonst seid Ihr verren; Euer großer Reichtum, Eure blühenden Kolonien, uer Esprit, nichts wird Euch retten, nur die Natur; id fruchtbar und mehret Euch, sonst seid Ihr verloren! urück zur Natur!

* * *

Paris, 30. Mai 1900.

O je, o je, o je, das hätt ich nicht gedacht,
Mein armes Portemonnaie, was hab' ich da gemacht?!

Ein Beefsteak mit Kartoffeln, Salat, eine Karaffe ıit Bier, Butter und Käse, das waren zehn Francs .nd ein Franc Zehntensteuer an den dienstbaren Geist, ie Sache hätte mir beinah neulich den schönen Sonntaglbend verdorben. Man rupft die Fremden, wo man es ıur kann, und wo man am feinsten thut, da rupft man ıuch am feinsten, durch den würdigen Zahlkellner!

Aber ich werde mir diesen Luxus wieder abverdienen, venn ich zu Mittag auf der Ausstellung bleibe, denn

von all den vielen hundert Restaurants gefällt mir eins am besten, gestern Mittag war ich schon dort. Wenn Sie heute mit mir dinieren wollen, so bitte ich, daß Sie Sich Ihrer Ansprüche auf ein Tischtuch und Servietten begeben, doch dürfen Sie ganz beruhigt sein, es wird alles sauberer zubereitet, als in vielen großen Küchen, in welche Sie nicht hineinsehen können.

Durch Zufall kam ich in diese verborgene Ecke des arabischen Dorfes, und da es gerade Mittagszeit war, so trat ich ein und bestellte mir bei dem bedienenden Araber Cous-Cous, ein Gericht aus gedunsener Hirse und geröstetem Rindfleisch. Cous-Cous ist für die Orientalen dasselbe, was Maccaroni für die Italiener ist. Wir sehen, wie die Speise sauber zubereitet wird und können mit Appetit essen. Aber wenn es uns auch nicht so sehr um unser Diner für fünfzig Centimes zu thun wäre, dieses wirkliche Volksleben des Orients hier in diesem Gewölbe ist sehr interessant.

Wir sind die einzigen Menschen in moderner Kleidung, denn es ist dieses kein Restaurant, welches für den Fremdenbesuch bestimmt wurde, sondern nur als Garküche der fremden Völker der verschiedenen Dörfer und Paläste auf der Ausstellung dient. Neben mir sitzt ein indischer Verkäufer im weißen Gewand und ist bald gut Freund mit mir. Ich soll ihn nachher in seiner Auslage besuchen, und als er fortgeht: „mais parole?“ „d'honneur,“ gebe ich ihm zur Antwort; „o il est un Allemand, ils sont gentils!“ meint der schlaue Fuchs noch zu den anderen, er will Geschäfte machen,

nen ich mich nachher nur durch eine gute Cigarre
sen konnte.

ir gegenüber sitzt eine arabische Bauchtänzerin mit
gemalten Fingernägeln, dem schönen Seidengewand
angen schwarzen Wimpern über dunkeln Augen.
sie achtet weder auf die monotonen Klänge ihres
walzers, den die Kolleginnen in einem Hause
an tanzen, noch auf den schönen Russen in ihrer
, all ihr Sinnen geht jetzt nur auf die Melone,
e sie zierlich zerlegt. Und dieser Russe in seinem
aschließenden weißen Rock, langen Juchtenstiefeln
einer mächtigen Mütze aus weißem Schafpelz über
wettergebräunten Gesicht ist ein echter Sohn der
ischen Steppe, ein schöner, kräftiger Bursche mit
ien, guten Gesichtszügen und träumerischen Augen.
: prägt sich schon die Ruhe des weiteren Nordens
, die aber noch weit mehr ein Eigentum der Orien=
n bildet.

Und das zeigt uns auch gleich in der Nähe die ge=
sene Würde, mit welcher ein alter Arabergreis sein
ot in die Suppe brockt und langsam den Wasserbecher
die Lippen setzt. Dieser Alte im weißen Burnus,
n dunkeln markanten Gesicht, welches von dem lang=
llenden Bart und dem stolzen Turban umrahmt ist,
bt ein typisches Bild dieser altorientalischen Ruhe
d Würde. Jede Bewegung dieses in die Weite
ckenden Greises ist vornehm; wenn wir so sitzen und
en würden, es würde nicht gerade einen guten Ein=
uck machen, aber wie der Mann dort ißt, ißt er auch
ıständig, das sieht man, ohne die Sitten seines Volkes

zu kennen. Die Kenntnis der Sitten eines Landes ist auch gar nicht notwendig, um das Vornehme herauszufühlen, die Sitten sind nie gleich dagewesen, die Verhältnisse der Länder haben sie erst geschaffen. Was am angebrachtesten in den einzelnen Lebenslagen war, wurde angenommen und zur Gewohnheit, so bildeten sich die Gebräuche der Völker aus. Sie werden immer bei näherer Betrachtung finden, daß den jedesmaligen Sitten eine praktische Bedeutung aus den Verhältnissen des Landes heraus zu Grunde liegt. Man soll sich daher wohl hüten, derartige Sitten ohne wirkliche Berechtigung unter anderen Verhältnissen in anderen Ländern einzuführen.

Da ich gerade bei unserem Diner in dem Araberdorf darauf komme, denke ich auch an einen solchen Fehler bei uns Norddeutschen in Bezug auf das Essen des Spargels, das ist nur ein kleines Beispiel, aber es ist bezeichnend. Im Süden, vor allem in Frankreich und Italien, wächst der Spargel sehr dick, man kann ihn deshalb nicht so fein schälen wie bei uns in Norddeutschland. Den harten Spargel zerschneidet man deshalb im Süden auch nicht auf dem Teller, sondern saugt die ganze Stange aus, ein schönes Bild bei Tische ist das nicht. Aber diese Sitte des Spargelessens hat doch hier ihren Grund, eben weil man die zähen Stangen nicht zerschneiden kann. Das geht aber bei unserem dünneren Spargel sehr gut, doch ist das nicht fein mehr; in Frankreich saugt man die ganze Spargelstange aus, und Frankreich ist das Land der Mode, der Norddeutsche wird also ganz fein essen, wenn er es dem Franzosen nachmacht. So etwas ist gedankenlos!

Aber von dieser orientalischen Ruhe wünsche ich uns
eutschen wohl etwas. Wir arbeiten am schärfsten
ohl von allen Völkern, hier auf der Ausstellung sehen
ir auch die schönsten Früchte unseres Strebens und
önnens, aber arbeiten wir vielleicht nicht zu sehr der
rbeit wegen? Wir sind teilweise nur noch Knechte
nserer Arbeit und unserer Geschäfte. Das ist nicht
as Richtige, wir vergessen dabei das Leben. Ein solch
itensives Arbeiten fehlt dem Franzosen im Durchschnitt,
ber ein wenig von seinem Lebens-Genuß könnte der
Deutsche wohl gebrauchen, wir leben hierin nicht immer
esund. Wir sind auf dem Wege zu dem Gefährlichsten
nit, was jedem einzelnen Menschen werden kann, ja
vir stehen heute schon mitten drin, in diesem traurigen
Spezialismus.

Das große Leben ist so vielseitig geworden, daß man
n einem einzigen Fach schon lange nicht mehr alles
umfassen kann, geschweige denn alles wissen. Alexander
von Humboldt beherrschte noch das ganze Wissen seiner
Zeit, heute würde auch dieser Kopf das nicht mehr
önnen. So muß fast ein Jeder in dem Lebens-Kampf
in Spezialist werden, das Leben hat das so gebildet,
s ist also Natur. Aber die Natur hat uns auch noch
inen weiteren Blick gegeben, der uns die Allgemeinheit
umfassen läßt, und auch mit diesen Augen sollen wir
chauen. Wir müssen uns hüten, Pedanten zu werden,
eine Spezialisten; nicht nur dürfen wir in unserem
inzelnen Beruf aufgehen, wir sollen auch zu leben und
uch so zu genießen lernen, ein Jeder nach seinem Ge-
chmack. Befreien wir uns von dem geistigen Spezialisten-

tum, so kann der Deutsche auch ein Weltbürger sein. Das Weltbürgertum geht vielen Deutschen noch ab, und am allermeisten — es ist das eigentümlich — gewissen studierten Ständen. Die Examina machen noch lange nicht aus dem blasierten Corps-Studenten einen gescheiten Menschen, das thut die natürliche Anlage, tüchtiges, vernünftiges Lernen und Erkennen. Es ist schauderhaft, welch' ein geistiger Hochmut oft bei uns in Deutschland zu Hause ist, und es freut doppelt, wenn der geduckt wird, vom Katheder des Hörsaals aus und aus dem Volke heraus.

Aber auch die trockene Katheder-Weisheit ist gefährlich, sie ist ein zweischneidig Schwert. Der alte trockene Professor aber schwindet immer mehr aus unserer Vorstellung, und das ist gut. Männer von Welt müssen die Völker lehren!

Und mit dem alten Herrn Professor ist leider auch schon zu sehr der flotte Deutsche Bursch geschwunden. Mag die Jugend sich austoben, pauken und singen, aber die stumpfe Blasiertheit eines großen Teiles unserer akademischen Bürger ist ein Hemmschuh freier Entwicklung des Geistes in den schönsten Jahren des Lebens. Es wird ein seichtes Bier- und Wein-Studium, der freie Bursch ist der gefesselte Sklave seiner Korporation, er kennt bald nichts anderes mehr von dem Leben als nur die Geschichte seines Corps, malt auf den Bierkarten seinen Zirkel, spricht nur noch von seinen Mensuren und glaubt, weise Worte der Pythia zu vernehmen, wenn man ihm sagt: „ich komme Dir 'nen Ganzen!“ Ficht er aber auf einer Kneipe wohl

20 Bierjungen aus, so ist er der Held des Tages, alles „kommt ihm den Rest"; und er kommt allen gewissenhaft nach, mag er noch stehen können oder nicht, — und wenn ihn die Kameraden nachher aus der Gosse aufhoben —, so freut man sich am anderen Morgen auf der Frühkneipe der Mannes-Thaten der Nacht. Es ist zum Lachen, welche Wichtigkeit diesem Comment beigelegt wird — der in den richtigen Grenzen auch sein Gutes für die Disziplin hat —, und es ist traurig, wie viele kluge Köpfe auf diese Weise verdummen und nachher als Bier-Philister versimpeln.

Das ist nicht überall so, aber recht, recht oft! Es ist etwas Schönes um die studentische Freiheit und um jugendfrisches Wesen junger Männer, auch dieses Wesen ist auf unseren Universitäten noch zu Hause. Aber das Bier ist das, was dem Deutschen so gefährlich ist; wir würden viel weiter noch sein, und der Geist würde sich weit mehr verfeinern, entsagten wir diesem unmäßigen Alkohol-Genuß. Es fällt nicht einem Jeden so im täglichen Leben auf, aber wenn wir uns auf der Ausstellung hier neben den stolzen Statistiken der Brauereien und Brennereien — es sind dieses jetzt die größten Deutschen Industrien — auch einmal die Statistiken über das ansehen, was der Alkohol jährlich zu Grunde richtet an Menschen-Verstand und Familien-Glück, ja dann werden wir wünschen, daß diese Statistiken der Gift-Quellen weniger stolz sein möchten. Es ist furchtbar, was auch bei uns der Alkohol, Wein, Bier und Schnaps anrichtet!

Der alte Araber trank aus seinem Stein-Becher nur Wasser zu seinem Mahl, der Koran verbietet dem

6*

Gläubigen den Alkohol-Genuß. Und Mohammed war ein weiser Mann, als er Allah dieses gebieten ließ, denn der Alkohol im Orient wirkt unter diesem Klima noch weit vernichtender als bei uns. Wo aber die christliche Religion den Mohammedismus im Orient verdrängte, da ist es noch sehr fraglich, ob das ein Segen immer für die Völker war, der Alkoholismus ist dann dort jedesmal in erschreckender Weise aufgetreten, sein Gift war für das Leben der Menschen unter heißen Himmelsstrichen verderblicher als das äußere Christentum Segen-bringend. Man bekehre nicht die Völker der Erde in blindem Fanatismus, sondern bedenke, daß die Religionen der Menschheit für die Länder und Zeiten geschaffen wurden. Uns wurde die hohe Religion edler und freier Christenheit, dem Orient wurde zu seiner Zeit der Mohammedismus, dem Indier der schöne Glaube Budas, und so geht es fort. Der göttliche Gedanke geht durch jede Religion, und je reifer ein Volk ist, desto höher steht auch seine Religion da. Den Gedanken der göttlichen Liebe, welche sich für uns Menschen gab, den sollen wir hinaustragen in die Völker, das schönste Gebot der allumfassenden Liebe. Aber achten wir auch die berechtigte Eigenart der Völker anderer Gesittung.

Ja, was bringen wir denn so oft den fremden Völkern, wenn wir sie bekehren wollen? Womit bekehren wir sie, womit machen wir sie zahm und was richten wir so oft im ruhigen, friedlichen Leben zufriedener Völker an, wenn wir sagen, daß wir sie bekehren wollen?! Ja, Schnaps, gemeinen Fusel, Opium und andere Gifte bringen wir ihnen, um sie zu be-

generieren und ihre Kraft, ihren Widerstand uns gegenüber zu brechen. Wir bringen ihnen Lehren, welche sie in dieser Form gar nicht begreifen können, wir stiften in ihren Herzen dadurch Unfrieden, regen Zweifel an, teilen die Völker und Sippen in hadernde Parteien, bringen ihnen Pulver und Blei, und bringen ihnen so nur gar zu oft in der brutalsten Weise unsere Kultur, oder bringen ihnen Unkultur! Wir wollen andere Völker mit ganz anderen Lebens-Anschauungen und Sitten auf einmal zwingen, das ihnen lieb-Gewordene und natürlich-Dünkende zu verraten und zu verlassen, einfach hinzunehmen, was wir ihnen auftischen und aufzwingen wollen, wir, die wir selbst uns täglich in den Haaren liegen, uns gegenseitig befehden und verketzern?!

Würde aber ein anderes Volk mit anderen Anschauungen und anderem Glauben an uns die Anforderung stellen, seinen Glauben anzunehmen, wir würden entsetzt sein und schlügen ein Kreuz! O, was seid Ihr für Thoren!

Wir sind entsetzt über die Grausamkeiten und Gewaltthaten in China; es wird noch schlimmer werden, weit schlimmer, wartet nur ab! Gewiß, ich wünsche, daß es nicht der Kampf und das Blutvergießen werden möge, zu dem sich alles rüstet, ich lasse mich durch meine Civilisation sogar so sehr bethören, daß ich mich über jeden Sieg über die Eingeborenen freuen würde. Ich lasse mich bethören durch unsere sogenannte Civilisation und durch die verübten Grausamkeiten. Aber geschieht uns nicht recht, uns Allen?! Ja, ist es nicht — man muß sich selbst auch immer die Wahrheit sagen — eine

Anmaßung sondergleichen, da von einem Volke mit einer Kultur, welche weit älter ist, als die unsrige, eine Provinz nach der anderen in verblümter oder unverblümter Weise zu fordern, dieses Volk in seinem tiefsten Innern aufzuregen und aufzureizen, seinen Glauben und seinen Gottes-Kultus ihm rücksichtslos aus dem Herzen und aus seinem Leben reißen zu wollen, Unfrieden und feindliche Parteien auf diese Weise zu stiften, diesem alten und nicht dummen Volke unsere Kultur mit Eisenbahnen, ihm geliehenem Kapital, Kanonen und Dynamit bringen zu wollen?! O, nicht nur brutal und anmaßend waren wir hier alle, auch entsetzlich dumm! Wir sind entzückt von dem Besuche eines Sendlings dieses Volkes, lassen China mit der größten Bereitwilligkeit die schönsten Anleihen bei uns machen und liefern den Chinesen dann für unser Geld alles, was sie nur haben wollen, um uns zu bekriegen und uns in ihrem Lande zu vernichten zu suchen. Wir bauen ihnen Kriegs-Schiffe, liefern ihnen die besten Kanonen, Hunderttausende moderner Gewehre und Munition, um Millionen Leben zu töten, senden ihnen bereitwilligst tüchtige Kriegs-Lehrer, damit sie lernen, wie man auf rationelle Weise mordet, und jetzt?! . . .

Ja, wir werden hier noch lange nicht beim Letzten angekommen sein, diese Unruhe und dieser gerechte und lange heruntergeschluckte Haß gegen alles, was mit rauben wollte und will, lag schon lange über dem großen Reiche, die Atmosphäre war davon geschwängert. Und bricht solch ein Sturm erst wirklich los, er rast entsetzlich und reißt alles mit sich fort. Wir werden dem

inst zufriedenen Volke der Chinesen — mögen sie nun Diebe jetzt oft sein oder ehrliche Menschen, und alle Mittel sind ihnen jetzt recht —, wir werden diesem Volke Bürger-Kriege bringen und werden ganze Heere ntsenden müssen, um den von uns angefachten Brand u löschen. Noch manch' unschuldiger Jüngling wird dort sein Blut lassen müssen für eine Sache, welche er etzt für gut hält, die aber schlecht ist, bitter schlecht! Dieses Blut vergießen nicht die Chinesen, wenn sie auch sein Haupt auf eine Stange pflanzen mögen, wir, unser Egoismus, unsere falsche Kultur, wir sind die Mörder! Und werden alle die jungen Leben, welche dort bleiben, werden sie unserer Sache zum Siege verhelfen? Bald bin ich so thöricht, es zu hoffen und zu glauben, doch, wer weiß?! ...

Mit was für einer Frivolität haben unsere Zeitungen tagtäglich von dieser selbstverständlichen Teilung Chinas gesprochen, wie frivol wurde sie im Kolleg gelehrt! Im letzten Winter besuchte ich ein Kolleg über politische Geographie. Ja, empört war ich da manchmal, während ich mir nach den Ausführungen des Herrn Professor meine Anmerkungen machte, wie da mit einigen Kreide-Strichen auf der Tafel in geradezu cynischer Weise ganz China aufgeteilt und eine große Völker-Familie auseinander gerissen wurde. Und wenn dann Alles Beifall trampelte, dann strich sich dieser Menschen-freundliche Gelehrte, welcher sich in seiner bescheidenen Weise auch stets seines noch sehr fraglichen Einflusses im Auswärtigen Amte rühmte, voll Behagen den langen Bart, und in dem nächsten Kolleg machte er schon wieder neue Er-

oberungs-Züge! Und ist man sich denn überhaupt einmal wirklich klar über diese Ufer-losen Pläne geworden, sieht das Volk hier auch klar?! Man studiere doch nur die Tabellen und Handels-Statistiken, erstaunen muß man da, wie lächerlich unbedeutend die Einfuhr nach China und seine Produktion für andere Völker war und . . . auf diese Weise bleiben wird. Denn es heißt, den ganzen Charakter dieses Volkes verkennen, wenn man glaubt, es in den Welt-Verkehr auf diese Weise hineinzwingen zu können, in eine Sache, der es sich während Jahrtausende mit Bewußtsein widersetzt hat und widersetzen wird, immer, solange wir in dieser rohen, rücksichtslosen Weise zu ihm kommen. Mich dünkt, unser Deutsches Volk ist zu gesund, um so lange von einem — — Taumel befangen zu sein! Wie haben wir dieses Volk gekränkt, mißhandelt und beleidigt?! Und jetzt lodert es auf in dem weiten Lande, laßt sehen, was wir können, es sind Hunderte von Millionen!

Ja wahrlich, Kultur, das ist Dein Werk, und bist Du nur so, dann bist Du Unkultur! Ihr Kirchen, die Ihr Euch christlich nennt, ja, beten werdet Ihr jetzt lassen für den Sieg der Kultur, doch die Unkultur war es, mit der Ihr dieses alles brachtet, Zwietracht und Hader. Ihr verdammt und verpönt Euch ja selbst gegenseitig, Ihr in — — — christlicher Nächsten-Liebe, und dann wollt Ihr Christi hohe Lehre bringen, Ruhe, Glück und Frieden?! Wahrhaftig, Ihr dünkt mich des — Teufels!

Wartet ab, was für Frieden Ihr gebracht habt in Eurer Unduldsamkeit und Eurem falschen Thun; Teufels-Schlachten und Teufels-Werk!

Ja, das werden wir angerichtet haben, wir mit
iefer falschen Kultur, vielleicht werden wir bitter büßen.
ehrt doch Liebe und Duldsamkeit, liebt doch und seid
rei! Versucht doch auch, anderer Völker Lehren und
lauben zu verstehen, Ihr werdet so am meisten nützen,
erdet Christus erkennen, Euren Gott, werdet erkennen,
aß auch andere Götter Gott sind! So wollen wir
ehren, lieben und dulden, o die Natur ist groß, sie
irgt so Vieles! Folgen wir ihr doch und lernen wir
us der Natur verstehen, lernen wir lieben und dulden!

Und hierin können wir auch aus anderen Religionen
ernen, auch aus dem Buddhismus, doch in einem ist
r den Völkern bei seinem tiefen Gehalt gefährlich, in
einer Lebens- und Welt-Verneinung; vergessen wir nie,
aß wir Menschen sind, zu hohem Leben geschaffen!

Und daß das Leben und Wirken auch Schönes
chafft, sehen wir hier überall, diese Paläste und Schätze
or uns sind menschliches Sinnen und Schaffen, wir
rauchen nur zur Thür hinauszutreten, da haben wir
ll dieses vor uns. Darum „gesegnete Mahlzeit!"
Wir saßen heut' lange bei Tisch, für 50 Centimes!

* * *

Paris, 30. Mai 1900.

Wenn es Ihnen in dem Pariser Leben und dem
rubel der Ausstellungs-Straßen zu viel des Unruhigen
ird, so gehen Sie nur in das freundliche kleine Wohn-
aus hinter dem stolzen Pavillon Italiens; was dieser
roße Pavillon von Außen prächtig thut, das giebt Ihnen
ie solide und anheimelnde Einrichtung des dänischen

Hauses an einfacher Ruhe; ein Haus, welches aus dänischen Privat-Mitteln hier errichtet wurde. Nordische, freundliche Art mutet uns dort gleich im Wohnzimmer an, dem großen Korridor, mit reichen Bänken an der Seite, nordischen Bildern, dem großen Familientisch in der Mitte und freundlichen Nischen, in denen wir unsere Zeitung in Ruhe lesen oder auch einen Brief in die Heimat schreiben können. Nebenan aber glauben wir, in Großmutters Stübchen zu sein, saubere Spitzen-Gardinen vor den Butzen-Fenstern, und auf dem kleinen Thron auch wirklich der Nähtisch, und allenthalben die geliebten und so unpraktischen Spitzen-Deckchen, auf der Sopha-Lehne und auf jedem Tisch. Es sieht hier alles so bewohnt aus, garnicht Ausstellungs-mäßig; und das Haus wird auch bewohnt, aber erst von drei Uhr Nachmittags ab, dann gehört dieses freundliche Heim nur noch den Landeskindern. So wollen wir nicht zudringlich sein und weiter gehen, es ist noch so viel da.

Zuerst gleich der Bosnische Pavillon mit seiner vielseitigen Ausstellung der Erzeugnisse des Ackerbaus, der Zeug-Industrie und eigenartiger, aber schöner Tischlerei. Doch jetzt ist auch das englische Haus eröffnet, welches schon von Außen einfach und solide wirkt; auch hier ist der Andrang ein sehr großer, aber alles klappt ausgezeichnet. Gegen hundert Personen werden jedesmal hineingelassen, und wenn die ersten Zimmer von den Letzten verlassen sind, kommt der nächste Schub, so macht man es hoffentlich bei uns auch bald. Alles macht hier einen praktischen und vornehmen Eindruck, diese Paläste der Nationen sind für mich jedesmal sehr be

ichnend für das betreffende Volk, ich lasse mich da nicht on Äußerlichkeiten etwa betrügen.

Es ist kein Sieg schließlich, welchen England viel=icht leider im fernen Afrika davontragen wird, ich ätte dem Recht wohl den Sieg gegönnt, den Ruhm ehält es auch so; aber viel Nutzen werden die Buren icht davon haben, ebenso wie sie keinen davon haben, enn wir jeden jungen Buren, welcher im Felde steht, leich als einen Helden ansehen, es ist, meine ich, nur eine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Die Politik st immer recht egoistisch, bisher hängte man noch stets ie kleinen Diebe, doch die großen ließ man laufen, eider. Das englische Volk ist geradezu bis zur Hirn=Ver=rranntheit jetzt geblendet, es geht ihm so wie sonst ... er ganzen Welt. Betreten wir aber vorurteilsfrei dieses Haus, wir sind hier Gäste! Ich sage meinen Wirten gern eine Liebenswürdigkeit, wenn dieselbe mir von Herzen kommt, da muß ich denn zunächst sagen, daß mir der feine Engländer und nicht zuletzt die Engländerin einen sehr angenehmen Eindruck machen, sie wissen, was sie wollen und sind dabei keineswegs so brüsque, wie wir in Deutschland so oft meinen, das ist nicht das feine Publikum; ein Parvenu bleibt dieses auch immer, in jedem Volk. Nur Eins, dear ladies, ist nicht ladylike, Ihr duftet so oft nach — — brandy! Im Geschäft ist der Engländer Egoist — ein gesunder Egoismus in berechtigten Grenzen ist ganz gut, wir sind alle Egoisten in gewisser Weise —, aber sonst ist er dann auch ein Gentleman, und den Eindruck macht der Engländer mir hier auf der Ausstellung, es ist das ja nur ein Eindruck, urteilen kann man nur im Lande.

Und das Einfache, Solide und Vornehme atmet dieses englische Haus; ein schöner Korridor mit Marmor-Fliesen, oben große helle, holzgetäfelte Zimmer mit alten Ölgemälden, schöner Einrichtung und zwei herrlichen Silber-Tischen; dann eine seltene Porzellan-Sammlung, und daran anschließend die schönsten Schlafzimmer-Einrichtungen, welche ich je sah. Und was das Schöne an diesen Zimmern ist, sie atmen bei all dem feinen Luxus gesunde, frische Luft, das ist das Feine daran. Sie haben etwas Trautes und doch nicht dieses Beengende wie die französischen Schlaf-Räume, auf welche der Franzose viel Gewicht legt. Und darin gebe ich ihm Recht, nur diese Schwüle, die mag ich nicht, aber das ist gerade für den französischen Charakter hier bezeichnend, dagegen das Luftige, Reine für die blauäugige Tochter Albions! Wir legen im Allgemeinen in Deutschland bei weitem nicht genug Gewicht auf unsere Schlaf-Räume, einer sieht meistens so aus wie der andere. Ich finde, daß dieser Raum gerade auch einen Anspruch auf besonderen Geschmack und gesunde Pflege machen kann, unsere Umgebung hat mehr Einfluß auf unser Denken und Thun und auf das Gemüt, als wir oft glauben, gerade hier. Das beste und gesundeste Zimmer im Hause mit soll der Nacht gehören, traut und gesund, wie hier, rein und weit, nicht aber die geile Schwüle des französischen Alkovens atmend!

Doch wir müssen weiter und dürfen die Ordnung nicht stören, soll Disziplin herrschen, so muß man sich auch den Anordnungen fügen. Und hier in diesem Hause und der Verwaltung herrscht Ordnung, es ist das praktische England.

So geht es auch in dem schönen amerikanischen Hause, welches an das Kapitol in Washington in seiner Bauart erinnert. Den vielen Galerieen des großen Korridors schließen sich in mehreren Etagen die verschiedensten Zimmer-Einrichtungen an; reiche und ernste, an altdeutsche Einrichtungen erinnernde und helle, etwas kalt wirkende Räume, aber alles vornehm und geschmackvoll. Wir brauchen bei dem Amerikaner nicht nur an den Mann zu denken, welcher nur den mighty dollar kennt, viel macht in Amerika der Dollar aus, aber er thut dem Ansehen nichts, insofern, daß dort der Stiefelputzer, welcher Pech im Leben hatte und später wieder hoch kam, immer der bleibt, der er ist, ein Herr, wenn er Fond hat. Davon können wir lernen, unser dummer Kasten-Geist, welcher auf der einen Seite so unverschämt und auf der anderen so kriechend thut, ist nicht Deutsch, wie auch die stolze Geld-Aristokratie Nord-Amerikas nicht volkstümlich ist.

Auch weiter im Süden wissen die Mexikaner schon schön zu bauen und einzurichten, sie haben auch gute Künstler, welche in dem mexikanischen Palast ausgestellt haben. Prachtvolle Statuen und gute Gemälde, vor allem ausgezeichnete Charakter-Köpfe von Indianern. Dieses Indianer-Volk, das zur Zeit der spanischen Einfälle auf einer so hohen Kultur-Stufe sich befand, hat schauderhaft bluten müssen. Die Inkas standen höher als ihre Mörder, höher als manches Kultur-Volk unserer Zeit; so ist der Lauf der Welt, ein Auf und Nieder, diese Wellen-Bergung geht durch das ganze Welt-All, auch durch das Leben der Völker. Vielseitig und reich

hat Mexiko ausgestellt, sein reicher Berg- und Acker-Bau ist gut vertreten, schöne Kunst-Arbeiten in Stickereien und Webereien, der Tabak- und Instrumenten-Bau, Papier- und Chemische-Industrie, Buch-Druck und Buch-Handel, es ist einer der vielseitigsten Pavillons.

Wollte ich Ihnen noch von den Eigenheiten aller Häuser der anderen Staaten erzählen, ich würde schließlich immer dieselben Namen der Erzeugnisse nennen müssen, es sagt das garnichts, wenn man es nicht sieht, dem Besucher aber ist alles anders in seiner Eigenart. Portugal mit seiner Kork-Industrie, Spanien hat prachtvolle Gobelins und alte Silber- und Gold-Rüstungen, der Fürst von Monaco hat die Revenueen aus der Spielhölle dazu benutzt, um uns die Resultate seiner Tiefsee-Forschungen sehr schön zu zeigen, im griechischen Hause gemahnen neben den Gold- und Silber-Arbeiten und neben den Erzeugnissen moderner Industrieen einige Marmor-Statuen und eine kleine Gemälde-Sammlung an die alten Zeiten hoher Kunst. So geht es weiter durch Bulgarien und Serbien, Rumänien, Luxemburg, das Rosen-Öl-duftende Persien mit seinen herrlichen Teppichen, durch Finnland mit seinen fleißigen Bewohnern nach Norwegen, in dessen Hause wir die Küsten-Anwohner beim Fischfang beobachten können, und wo man Nansen einen Ehren-Platz inmitten aller Pelze und Schiffe eingeräumt hat. Wie mag dem energischen Mann wohl oft in der Einsamkeit zu Mute gewesen sein, als er auf seinen Schneeschuhen, welche neben seinem Zelte, seinen ausgestopften Hunden und neben seinem Schlitten ausgestellt sind, die weiten, schnee-

:deckten Öden des Nordens durchquerte, oder er durch-
oren in der langen Winter-Nacht in seinen Schlafsack
·och?! Nun, er hat viel erreicht, armer Andree, Du
:ſt wohl nicht so glücklich gewesen, dem Erfolge gehört
:r Ruhm. Aber bedenken wir einmal, was für eine
;reue und Liebe zu ihrer Wissenschaft und wohl auch
ır Menschheit in diesen Männern wohnen muß und
ıußte!

Ehe wir dann aber den großen Palast der Heere
nd Flotten an der Seine betreten, stärken wir uns
och an einem warmen kleinen Brote für 10 Centimes
us der französischen Feld-Bäckerei zur Seite. Das
Produkt ist ausgezeichnet, alles wird von Maschinen
ıesorgt, als Automobil fährt die Bäckerei ins Feld, und
er Motor besorgt auch gleich den Gang der Maschine.

Auf einem prachtvollen Automobil, das in Torpedo-
Form gebaut ist, fährt jetzt auch der major d'armée
n den Krieg, und mächtige Automobile ziehen jetzt schon
ıen Train und die schweren Geschütze. In diesem
nächtigen Palast hat außer Frankreich am meisten wohl
Rußland gerüstet, sollte man zu all den Friedens-Hymnen
ım Zaren-Hofe doch Kriegs-Tänze aufführen?! Ich
glaube es! Neben diesem Mord-Hause sind dem Kriegs-
Handwerk noch drei Pavillons erbaut, einer davon gehört
ıllein noch Rußland für seine mächtigen Festungs-
Geschütze. Und die Creusotschen Werke haben einen
über Haus-hohen Panzer-Turm gebaut, dessen Riesen-
Kanonen in wenigen Stunden die ganze Ausstellung in
Asche legen könnten. Dann haben die belgischen Waffen-
Fabriken noch die schönsten und raffiniertesten Handfeuer-

Waffen in einem besonderen Hause ausgestellt, herrliche Sachen. Ich gehe nicht auf die Jagd und bin ein friedliebender Mensch, und doch sind schöne Waffen immer etwas Schönes für mich; es macht mir Spaß, einen guten Revolver am Gürtel zu tragen und einen starken Nicker an der Schnalle, seltsam!

Und die Völker glauben auch alle, friedliebend zu sein, und doch haben auch sie alle den Revolver am Gürtel, seltsam! Sollte ich in mir selbst die Lösung dieses Rätsels der Völker gefunden haben?!

Aber diese Revolver werden recht gefährlich, man braucht sich nur in dem Panzer-Bau der Firma Vickers, Sons & Maxim Ltd. diese Schnellfeuer-Kanonen und Maschinen-Gewehre anzusehen, Kanonen, aus denen ein Schrapnell eine Kompagnie Infanterie — lauter blühende Menschen-Leben — dahinraffen wird, ehe man noch weiß, wo der Schuß fiel! Oder zwei Mann bedienen ein Maschinen-Gewehr, richten auf die Schützenlinie ein, lavieren nur hin und her, und 600 Schuß sind in einer Minute unter Menschen, wie wir es sind, abgegeben, von zwei Mann auf diese Weise vielleicht hundert getötet!! Ich habe im vorigen Herbst noch solchen Versuchen beigewohnt, es ist schauderhaft. Oder wenn ich beim Scharf-Schießen meinen Zug kommandierte, ja da giebt man dann, selbst mitgerissen durch das Geknatter um einen herum und das Pfeifen der Kugeln, voll Lust das Kommando „Lebhafter Feuern!“ und so weiter, es sind ja doch nur Ballons, die Köpfe dort an der anderen Seite des Thales!

Neulich ließ ich mir von einem Phonographen hier

en Gang eines Gefecht's vorführen in seinen Kommandos und Signalen: „Commencez le feu!“ hieß s da im scharfen Kommando und knatterte dann ebenso vie auf unserer Seite — die Ballons schossen wieder!

In diesem Palast des Krieges ist noch Vieles, Alles vas zum Morden, Arm-Absägen, Schneiden, Nähen und Zerstören gehört, vom zierlichen Degen der Gala-Uniform is zu gewaltigen Panzer-Türmen mit zehn Meter angen Kanonen, Festungs-Anlagen und Torpedos. Dieses unheimliche Geschoß, so groß wie ein kleines Boot und voll Sprengstoff, treibt es der kleine Accumuator unter dem Wasser hin, bis die Uhr abgelaufen st, ein Zittern der Luft von der furchtbaren Explosion, . . und ein Schiff mit Hunderten von Menschen sinkt n die Tiefe!

Die einzelnen Staaten haben vor allem viel Modelle hrer Kriegs-Schiffe ausgestellt, auch ganze Schiffs-Maschinen, Deutschland legte viel Gewicht auf die Vorührung des hohen Standes seines Schiffs-Baues. Sonst sind wir hier nicht so gefährlich, und doch hat ınsere eigenartige Ausstellung der Uniformen aus der Zeit von 1660—1860 viel Besucher; vor allem die Franzosen interessiert das. Die Gruppen sind äußerst eschmackvoll gestellt, und in den Uniformen stecken höne Gestalten. Neulich fing eine alte Dame furchtar in diesem Saale an zu weinen und war kaum zu eruhigen; ihr Mann war im Kriege gefallen, im Geecht mit Kürassieren, ein alter Unteroffizier im Stahlküraß hatte die Wunde bei ihr wieder aufgerissen. Arme Frau, aber der arme Deutsche Wächter hier kann

doch auch nichts dazu, der hat dann herhalten müssen. Als mir der Mann das heute erzählte, traten einige Französinnen auf mich zu und baten mich als Deutsche um einige Erklärungen; nun, das machte mir Vergnügen. Wieder hatte ich viele Hörer, die Dämchen wollten alles wissen, jede Cocarde erregte ihre Neugierde, die Leib-Gendarmerie der Kaiserin und die Schloß-Garde machten großen Eindruck, dann die gelbe Uniform eines früheren Regimentes, welches aufgelöst wurde, nachdem aus einer blutigen Schlacht nur zehn Kämpfer zurückkehrten. Aber am meisten Bewunderer hat einer von den „langen Kerls“, das sind ja furchtbare prussiens! Ich erzählte den Leutchen von der Liebhaberei des alten Preußen-Königs, man hätte auch andere Landeskinder in diese lange Garde gesteckt, auch Franzosen; „ja, in Frankreich hat man viele große Leute!“ meinte die Patriotin gleich, „ah, das war so eine Art Schmetterlings-Sammlung“ witzelte eine andere Dame! „Ganz recht, Madame, es sind oft Schmetterlinge, das hat so das bunte Tuch an sich, man flattert von einer Blume zur anderen, gerade wie in Frankreich!“

Die ganze Ausstellung giebt ein großes Bild des menschlichen Thuns und Denkens wieder, und hier diese vielen Paläste mit ihren Mord-Werkzeugen und Zerstörungs-Maschinen mitten in den glänzenden Erzeugnissen fleißiger Friedens-Arbeit sind auch wiederum ein getreues Bild der ungeheueren Widersprüche des Lebens in dem, was man will oder zu wollen vorgiebt und auch glaubt, zu dem, was man thut, thun muß oder thun zu müssen glaubt. Man will nur den

rieden, nur keinen Krieg, aber alles rüstet ins Unendliche ncin. Man wird in einem modernen Kriege — der 'ransvaal-Krieg ist hier noch garnicht maßgebend —, h sage, man tötet in einem modernen Kriege aus Ent- rnungen, welche man sich kaum vorstellen kann, meinen iegner kann ich kaum sehen; und man tötet so gleich 'ausende, nicht mehr im Mannes-Kampfe, man würgt urch die Maschine, man tötet mit Pulver und Nickel, lytro-Glycerin und Eisen, Gas und Elektrizität, mit llem, was der Menschen-Geist an Mord-Werkzeugen er- nnn. Alles ist bereit, blühende Leben dahinzuraffen, den Geliebten der Braut, den Sohn der verlassenen Mutter ı entreißen, und der Familie den Ernährer zu rauben; as, was großer Fleiß und Geistes-Können durch Jahr- undert lange Arbeit geschaffen, in Sekunden zu zer- ören, das Gemüt zu verrohen und Wunden zu schlagen, elche lange noch bluten.

Wie wird heute ein moderner Krieg werden, wird r lange dauern oder wird ihm eben seine Furchtbarkeit chnell ein Ende machen?, man kann das schwer be- rteilen. Auch der persönliche Mut und die persönliche kraft werden noch zur Geltung kommen, die Schlachten ber werden durch die große Masse, durch schnelle Be- wegungen, Disciplin, große Marsch-Leistungen und die lberlegenheit der Waffe gewonnen werden. Aller per- önliche Mut wird dagegen nichts machen können, die Waffe und die Masse ist das Entscheidende!

Wird es aber überhaupt noch zu solch' einem nodernen Kriege kommen? Wenn, dann wird es furcht- ar, aber niemand fast wagt es mehr, die Verant-

wortung auf sich zu nehmen; man rüstet immer weiter, und immer schwerer wird die Verantwortung, wo führt das hin?!

Und nicht das Volk, die Völker werden zum Kriege drängen, nein, das geblendete Volk, die künstlich heraufbeschworene öffentliche Meinung wird das Schlachten anheben lassen, die Diplomatie wird so den Krieg erklären, nie mehr in seinem Innersten ein Kultur-Volk. Ein Volk, welches unter heutigen Verhältnissen den Krieg erklärt, ist geblendet und aufgehetzt; es wird dieses nie von einem gesunden Volke gethan werden können, solch ein Volk ist immer in einer künstlichen Erregung, in einem . . . krankhaften Zustande!

Man muß im Ernstfalle auch die Wunden der Krieger heilen, man sorgt auch hierfür so gut man es kann. Wir sahen in dem Palast große Feld-Lazarette, die Operations-Tische und alles mögliche Gute, aber es wird dieses Alles in einer modernen Schlacht ein Tropfen im Meere sein, wir müßten, um rationell zu sein, gleich ein ganzes Heer von Ärzten und Lazarett-Gehilfen haben. Sehen wir uns jetzt nur das englische Feld-Lager an, o, ein zum Himmel schreiender Jammer ist es, und doch noch garnichts; es wird ja weit schlimmer, noch weit entsetzlicher, ein Schlag uns Allen ins Gesicht, der Menschheit, daß sie aufheulen wird im Weh und Gejammer!

So weit ist die Menschheit in ihrem Rüsten gekommen, o es ist eine furchtbare Ironie im Leben, und auch hier auf der Ausstellung! Und immer weiter bellen sich so die Völker an, die . . . Regierungen. Und dieses

ebell sind dann die schönsten und höflichsten Phrasen,
ätze, welche oft erst fein zerlegt werden müssen, um
rstanden zu werden. So Kunst-volle Sätze, daß man
zu erst ... Diplomat werden muß! Darin ist nicht
ehr viel Gesundheit, wohl aber sich sehr klug und vor-
hm dünkende Verschlagenheit. So schneidet man sich
bst und sich gegenseitig in das Fleisch, und die Völker
uten schon jetzt genug daran. Nicht allein, daß so
el Kapital vergeudet wird — scheinbar, denn das
ht ja herum und fließt zurück, doch auch dieses könnte
höheren und nützlicheren Sachen angelegt werden,
ahrhaftig, es giebt genug Armut und Elend, das zu
ndern, genug Dunkel, das durch Wissen aufzuklären ist, —
ndern weil viel, viel Arbeits-Kraft und viel scharfes
enken guter Köpfe der Menschheit entzogen wird, das
inkt mich mit der Haupt-Verlust, das Leben wird bei
Vielen so sehr veräußerlicht, einem Phantom geweiht,
s ist ein Jammer!

Man hat gespöttelt über die Haager Friedens-Kon-
renz, man spöttelt über die Baronin Bertha Suttner,
ber fragt man die Spötter weiter: nein, gelesen haben
e diese Werke nicht, es soll aber eine überspannte Frau
in, welche dies geschrieben hat! Nun, sie ist es nicht,
s liegt ihr fern, Unmögliches vom Morgen zu er-
arten, aber es liegt ihr am Herzen, den gesunden
edanken zu verbreiten. Und mag die Haager Kon-
renz noch wenig als Ergebnis verzeichnen können, sie
t doch von großer Bedeutung! Mag nun Rußland,
on dem die Anregung zu der Konferenz kam, noch so-
iel rüsten — auch eine krasse Ironie! —, es ist mar-

kant, daß diese Völker-Konferenz zum Zwecke der Verminderung der Grausamkeiten des Krieges tagen konnte. Der Gedanke ist ausgesät, das Samen-Korn muß seine Zeit bis zur Reife haben. Und die Völker sind, die Menschheit ist heute noch nicht reif. Wir können von Morgen noch nicht viel erwarten, aus einem tiefen Wahn wacht man nur langsam auf, es liegt in Jahrzehnten, vielleicht schon näher, vielleicht noch weiter. Aber wir gehen diesem Morgen entgegen trotz aller Rüstung, die Extreme berühren sich! Gerade wie hier auf der Ausstellung, herrliche Friedens-Arbeit und die furchtbarsten Maschinen, sie zu zerstören, so ist der Mensch!

* * *

Paris, 3. Juni 1900.

Blumen-Regen und Blüten-Duft,
Fröhliches Lachen und Frühlings-Luft,
Streit-Wagen und Streiter in Blumen-Pracht,
Das ist die blutige Blumen-Schlacht!

Alljährlich im Frühjahr wird sie geschlagen, die blutige Schlacht, und Alles in Paris strömt hinaus, um mitzukämpfen unter grünenden Eichen in tobendem Kampf, in dieser Schlacht, die keine Wunden schlägt, wohl aber Leiden heilt und Sorgen mindert. Denn die Tausende, welche dieses große Blumen-Fest einbringt, sind für die Armen der Stadt bestimmt, ein schöner Zweck, aber was wird es sein zu dem Vielen, ein Tropfen im Meer, doch Tropfen schaffen die Wasser der Erde.

Ein schöner, sonniger Juni-Tag, an dem gleich nach 2 Uhr vom mächtigen arc de triomphe aus Tausende und Aber-Tausende die breite avenue du bois de Boulogne entlang strömen, dem herrlichen Pariser Walde zu, in welchem das lustige Fest des Frühlings gefeiert wird. Schon unter den Kastanien beim Triumph-Bogen sitzen die Pariser und Pariserinnen, alles in heller Sommer-Kleidung und alles fröhlich und gespannt, denn nichts erweckt in Paris so sehr die Neugierde und Rufe der Bewunderung als Kostüme und Schmuck. Es ist bezeichnend für den Volks-Charakter, man will Pomp sehen und schön klingende Worte hören, ob etwas dahinter steckt, das kommt erst in zweiter Linie, man läßt sich leicht bethören und will ein Thor sein.

Immer mehr Menschen werden es, je weiter wir dem Walde uns nähern, die bekannten Billet-Verkäufer werden schon wieder lästig und stehen selbst auf dem Tritt-Brett der Wagen, um dem Besitzer eine Karte aufzuhängen; von fern her klingen schon frohe Weisen der vielen Militär-Kapellen, und nachdem wir für einige Francs die Fest-Grenze passiert haben, welche in weitem Umkreise mehrere Kilometer lang um die breite Allée von Longchamp durch mehrere Schwadronen Dragoner bewacht wird, sind wir mitten in dem Fest-Trubel. Die breite Straße in diesem herrlichen Walde ist mit Fahnen und Guirlanden verschwenderisch geschmückt, und unter den Bäumen spielen in Abstufungen Militär-Kapellen, zu deren fröhlichen Weisen auf den breiten Fuß-Wegen zur Seite der Straße sich eine

lustige Blumen-geschmückte Menge bewegt, während auf dem eigentlichen Schlacht-Felde Hunderte von Wagen in Reihen an einander langsam vorüberfahren. Und diese Blumen-Pracht in ihnen und um die Gefährte herum! Von mancher Equipage ist überhaupt nichts zu sehen, nur die Form ist geblieben, und wäre das stolze, geschmückte Roß nicht vor diesem Blumen-Gedicht, man glaubte, es wäre ein Nachen von einem Feen-See. Die Fee aber sitzt darin in duftigem Spitzen-Gewand, unter Blüten verschwindend und dem großen Blumen-Hut, greift in die Blüten-Pracht und ... klatsch, da habe ich eins im Gesicht! „Danke, Madame, ich werde mich rächen, doch sind Sie reizend!" ..., ein freundliches Nicken, dann geht's auch schon weiter, herüber und hinüber fliegt es so. Veilchen und Rosen, Mai-Glöckchen und Flieder, alles duftet nach wirklichem Frühling, die Parfum-geschwängerte Schwüle des Salons ist scheinbar hier verbannt. Aber das nächste Bild ist ebenso bedrückend schwül:

Herrliche Pferde vor einem stolzen Wagen mit noch weit stolzerem Kutscher und Diener auf dem Bock — diese philosophische und verachtende Ruhe der würdig thuenden Kutscher mit dem nichts-sagenden Zug um den Mund macht mir viel Vergnügen! —, und in den weichen Polstern dann solch' eine Schöne mit ihrer „Ehren"-Dame! Ab und zu wird einmal ein Strauß mit einer lässigen Hand-Bewegung unter die Menge geworfen, aber ja würdevoll, höchstens einmal ein diskretes Lächeln — wie der Diener auf dem Bock —, sonst nur verächtlich über alles hinweggeschaut und sich

elangweilt, denn dazu ist ja diese Welt, daß man sich
udert und schminkt und — — sich langweilt! Höch-
ens auch einmal einem Herrn im Vorüber-Fahren zu-
elächelt, aber ganz selten, man muß sich rare machen,
ill man begehrt sein! Brrr, dieses Dämchen hat
Millionen, gemalte Augen-Brauen, ein Schönheits-
Pflästerchen auf der Wange, rotgefärbte Lippen und
Langeweile, weiter nichts, ihr Leben lang, arme Reiche!

Diese Dämchen stellen hier ein großes Kontingent
er schönsten Wagen, kostbar geschmückt, die Fran-
ösinnen zur Seite staunen sie an, „ah, ah!" geht es
ann immer, die Königin läßt sich huldigen! Da lobe
ch mir den fröhlichen Übermut der jungen Amerikaner-
nnen dort auf ihrer hohen mail-coach, juchhei, da ist
Natur drin, klitsch — klatsch, das regnet nur so aus
er Höhe herab, kreischt vor Vergnügen und kneift sich
egenseitig vor Lachen in die Arme, wenn man einem
lasierten Jüngling, der verzweifelt im anderen Wagen
ein Monocle ins Auge kneift, den neuen Cylinder vom
Kopfe wirft oder dem meterlangen Signal-Horn des
otbefrackten Dieners die entsetzlichsten Töne entlockt.
O ja, ich möchte wieder einmal so recht vergnügt mit
ein, so recht von Herzen, wie ein Naturkind, mit
neinem Gret!

Und so sind es Hunderte von Blumen-Wagen, wie
Schiffchen gebaut und dann wieder mit großen Schirmen
us Blumen und Blüten-Baldachinen, und was das
Netteste von allem ist, auch Wagen voll junger Menschen-
Blüten, acht kleine Locken-Köpfe zählte ich in einer
Equipage. O dieses Lachen und Jauchzen, ja die haben

Freude und machen Freude, und fast noch niedlicher ist ein kleines Gespann, in dem unter Blumen versteckt ein Baby sich von seinen drei Geschwistern ziehen läßt. Dieses Gefährt hat die reichsten Vier-Spänner der Lebe-Welt geschlagen, die kleine mademoiselle Jourde ist unter den dreißig Schönen, die unter Tausenden die Schönsten waren.

Stundenlang dauert so die Schlacht, und wenn man sich verschossen hat, so sorgen die Blumen-Berge der Händler zur Seite für neue Munition. Schießt nur zu, Ihr Leutchen, weh werdet Ihr schon niemand thun, wenn es mir nur nicht weh thäte, was ich da gleich bei diesem unschuldigen Kämpfen und Schießen sehe: muß denn der Mensch überall entarten und in das Rohe verfallen?!

Gleich neben dem lustigen Kampf-Platz ist ein Schießstand für Tauben-Schießen, ich höre schon immer das Knallen und denke, es sind harmlose Ton-Tauben, die man dort in die Luft schleudert, um seine Schieß-Kunst an ihnen zeigen zu können. Ja, harmlose Tauben sind es, die da aus ihrem Käfig nach langer Gefangenschaft froh in den schönen Sommertag hineinflattern, . . . paaaf, da liegt sie auch schon und zuckt nur noch mit den durchschossenen Flügeln, sieht ängstlich zur Seite und blickt den Schützen vorwurfsvoll an, dem sie schnell der abgerichtete Hund apportiert. Der Held in Gehrock und Cylinder aber sieht diesen Blick nicht, den Blick des Tieres, das den Menschen anklagt, sondern legt stolz die Beute vor seiner Dame auf der Veranda des Hauses nieder. O, der bewun-

dernde Blick dieser Dame sagt ja vielmehr! Und daß es auch kein Zufall war, noch einmal 2 Francs, . . . paaaf, wieder die kurze Freude eines lebenden Wesens vernichtet, o, die Dame ist stolz auf ihren Galan!

So geht es den Nachmittag über, und Tag für Tag; wie niedrige Freuden sucht sich doch oft der Mensch, dem die reine Natur und Natürlichkeit so viel bietet! Doch dieses ist ja noch ein Kinder-Spiel gegen den großen Rekord alljährlich an der Riviera, wer da am meisten Tauben in einer Minute tötet, ist der Held; traurige Schützen und traurige Helden! Da kommen sie dann aus der ganzen Welt zusammen, am schönsten Fleck der Erde die häßlichsten Spiele der Menschen, wie hier! Wieder berühren sich die Extreme!

Die fröhliche, unschuldige Blumen-Schlacht aber wütet fort, man wird nicht müde und kostet aus bis zur Neige, auch den Champagner, der von geschminkten Schönen gereicht wird für teures Geld, wie vieles hier noch, ja alles, alles. Man bildet sich's ein; o Ihr Reichen, die Ihr da kauft, was seid Ihr arm, so arm, Ihr verkauftet Euch selbst!

So tobt der Blumen-Kampf weiter, bis zum Abend, da ist dann Waffen-Ruhe bis zum anderen Nachmittag, dann geht's von Neuem zum fröhlichen Krieg. Da ist dann wieder bald die Straße mit Blumen bedeckt, über welche die Räder dahingehen und nach denen die Leute vom Fußwege aus haschen. Wenn ich die Frauen aus dem Volke dabei beobachtete, sie hatten Mienen dabei, als thäten sie etwas, was nicht fein war, merkten es aber wohl selbst kaum, sie bettelten um Blumen, welche

anderen gehörten; es war erlaubt, zu nehmen, doch das Gefühl, daß es ein Betteln war, drückte sich, ohne daß man sich selbst dessen bewußt wurde, in dem Gesicht aus, so fein wirkt ein kaum geahntes Bewußtsein auf das Gesicht!

Das Fest hat einen guten Zweck; es giebt viel Reichtum in Paris und viel Armut, Elend wohl überall, bei Arm und Reich! Doch bei der Armut kann das Geld viel Wunden heilen, viele, alle nicht, das können keine Millionen, das kann nur die Liebe, die Art, wie man heilt!

Ob die schönen Amazonen in ihren Streit-Wagen wohl oft überhaupt nur wußten, zu wessen Gunsten sie all den Luxus entfalteten, oder ob es ihnen wohl einerlei ist, wie andere leben?! Das Fest feierten sie wohl deshalb nur mit, um ihre Blasiertheit und ihre Toiletten zu zeigen, Toiletten, die mehr kosteten, als der Unterhalt mancher Familie auf Jahre erfordert; aber lassen wir sie, sie sind die Ärmsten! Und wieder zwei große Gegensätze im Leben, der reichste Luxus und die größte Armut, hier eine fröhliche Blumen-Schlacht mit Lachen und Jauchzen, pulsierendem Leben, und dort hinten auf der anderen Seite der Erde ein blutiges, letztes Ringen und Morden, der kalte Tod!

* * *

Paris, 7. Juni 1900.

Berlin ist eine kleine Stadt, geht man des Nachmittags auf der Friedrichstraße oder Unter den Linden

spazieren, so wird man sicher einen Bekannten, einen Provinzialen, wie der Berliner geringschätzig sagt, treffen. Aber sind Goslarer in Paris am Mittag angekommen, und geht dann ein anderer Goslarer des Abends in ein Café, um einen Brief in die Heimat zu schreiben, so trifft er auch gleich seine Lands-Leute, welche ihm fröhliche Grüße aus der Heimat bringen. Und als wir Goslarer dann am anderen Morgen unseren Kaffee vor dem Restaurant einnehmen und dabei in der Zeitung aus der Heimat lesen, daß ein dortiger Herr den Schluß seines Geschäftes für etliche Tage anzeigt, da fährt auch schon eine Droschke an uns vorüber und darin — ist es zu glauben?! — dieser Herr mit seiner Gattin, er im dicken Wintermantel — o es war so heiß an dem Tage — und die Dame im neuesten Capotte-Hut aus Goslars erstem Hut-Geschäft! Doch schnell ist die Vision vorüber, nur eben können wir noch sehen, wie der Gatte vor der großen Oper in seinen Bädeker schaut und dann mit stolzer Handbewegung auf das schönste Gebäude von Paris weist: „C'est l'opéra!", die Geste hat mir seine Worte verraten.

Am Nachmittag aber sind wir draußen in St. Cloud und sitzen an den Ufern der Seine, da höre ich neben mir schon wieder eine Goslarer Stimme: „Mensch, wo kommst Du denn her?" „Ach, frage mich nur nicht, ich bin Stellungs-loser Commis, allerdings, eben geht es mir hier sehr gut!" Es war eine ganze Anzahl junger Offiziere, welche sich für billiges Geld einer Stangenschen Reise-Gesellschaft angeschlossen hatten. Und wie man mir voll Wichtigkeit mitteilte, kann man als

Mitglied solcher Reise-Gesellschaft auch „unter vollem Titel" reisen, das klänge doch stolz „Stellungs-loser Commis"! Doch sammele ich lieber meine Eindrücke für mich allein in Ruhe und gehe heute Vormittag zur Ausstellung, um den Palast für National-Ökonomie zu besichtigen.

Alles dort genau zu studieren, ja dazu würden wieder Monate gehören, das kann man nicht, und das ist auch nicht die Absicht der vielen Aussteller hier, sie wollen uns nur zeigen, was auf volkswirtschaftlichem Gebiete alles geleistet ist und noch geleistet werden wird, denn was wir hier sehen, das ist das schöne Resultat einer Arbeit des letzten Jahrhunderts, weiter — kaum so weit — geht die besondere Pflege dieses Gebietes wohl nicht zurück. Viel Großes stürmt da schon auf den Besucher ein, was wird man künftig noch alles hier leisten und leisten müssen?!

Wir Menschen sind alle keine Engel, wären wir das, so wäre wohl auch alles so auf Erden, daß wir Einzelnen uns wenig oder garnicht um das Wohl unserer Mitmenschen zu sorgen und zu bekümmern brauchten. Und gerade dieser Umstand, daß wir solche Teufel sind, läßt den Menschen, weil durch seinen Egoismus in dem Kampfe des Lebens so viel Elend geschaffen wird und solch' große Gegensätze bestehen, darauf bedacht sein, das Schroffe möglichst zu glätten und dort die Wunden zu heilen, wo sie am meisten geschlagen werden.

Und der Mensch ist auch hier wieder kein Engel, denn allzu groß ist meistens die Anerkennung des Geschaffenen in den Kreisen nicht, die davon getroffen

werden, man klagt dann nur noch, daß man dadurch erpflichtet werde, und Alles doch nur ein Tropfen auf en heißen Stein sei, man will gleich Großes sehen. Das muß geschaffen werden und baut sich von Unten uf. Eins ist bei Allem die Hauptsache, das Herz, das nit dem Verstande zusammenarbeitet; schafft der Verstand ur allein, und giebt nicht umfassende Liebe mit, dann t Alles umsonst gethan. Es läßt sich nicht Alles auf inmal machen, doch Vieles ist schon gethan; da steckt uch Liebe zum Nächsten drin, was hier der Verstand eschaffen hat. So wird es auch weiter wirken und Gutes thun.

In den Abteilungen der einzelnen Völker sieht man wieder ganz deutlich durch die Ausstellung dessen, was nan am meisten in dieser Art pflegt, was oft am neisten Not thut, und man erkennt auch hieran oft die Eigenart des Lebens dieses betreffenden Landes.

Da ist denn gleich Rußland links zur Seite; das ussische Reich hat überall mustergiltig ausgestellt; und hier kann man sehen, wie die Russen tüchtig daran sind, das zu verbreiten, was dem Volke noch so sehr Not hut, Wissen und Bildung. Man ist jetzt dabei, so viel wie möglich außer noch sehr notwendigen Schulen auch den Volks-Unterricht durch Errichten von Volks-Theatern und Lese-Hallen zu pflegen, Kochschulen zu errichten und durch Volks-Vorträge das Volk neben allgemeinen Volks-Belustigungen zu interessieren, ihnen durch Vorführung von Bildern eine allgemeine Natur-Anschauung beizubringen und das Volk durch Vorführung von Bildern mit dazugehörigen Vorträgen den Fluch des

russischen Bauern in all seiner Furchtbarkeit, die Trinksucht mit ihren entsetzlichen Folgen, erkennen zu lassen. Da werden dem Volke in großen Bildern die entsetzlichsten Scenen häuslichen Elends und Jammers vorgeführt, und man sieht auch dann die Idioten und Krüppel, Kinder aus Trinker-Familien, wie sie dem Tiere ähnlich werden, nur noch viel schlimmer. Ein Tier ist Natur, aber ein zum Tier gewordener Mensch ist ein Hohn der Menschheit, der ganzen Natur, so wirken die Laster, dieses eine nicht allein!

Dann hat Rußland noch wie viele andere Länder tabellarisch, in Bildern und in Modellen Wohlfahrts-Einrichtungen aller Art vorgeführt, die Resultate von Versicherungs-Gesellschaften, Arbeiter-Kolonieen und Arbeiter-Wohnhäuser, Alles ist sehr instruktiv und gut, möge es dem Volke zum Segen gereichen! Rußland ist jetzt im mächtigen Wachsen begriffen, aber das Volk muß nun mit und aus dem Sumpf dieser trägen Unwissenheit heraus, das scheint man erkannt zu haben.

In Deutschland gegenüber aber versichert man jetzt Alles, so scheint es fast, noch mehr bald als in Amerika, gegen dessen ungeheueren Institute unsere großen Versicherungs-Gesellschaften ja nur Waisen-Kinder sind; aber wir haben doch schon recht schöne Resultate zu verzeichnen, die uns auf den besten und klarsten Tabellen, welche ich je sah, vorgeführt werden. Ebenso das Anwachsen der Gesellschaften durch Aufstellen von zu einander im Verhältnis stehenden Blöcken, kleine Steine sind da schnell zu großen Obelisken angewachsen. Und auf den Tabellen ist es interessant zu sehen, in welchen

Gewerben die meisten Unglücksfälle in den letzten Jahren vorkamen; von tausend Versicherten schwanken die einzelnen Gewerbe zwischen drei und vierzehn, das Bäcker- und Fleischer-Gewerbe sowie der Tabaks-Bau bezahlten hier am wenigsten Tribut, während unter den Fuhrleuten und Spediteuren die meisten Opfer sich befanden. Es ist hier alles in dicken Bänden und Büchern mit Deutscher Gründlichkeit genau ausgeführt und berichtet, überall sehen wir dann noch die besten und größten Wohlfahrts-Einrichtungen durch Bilder und ausgezeichnete Modelle dargestellt, wir sind hierin wohl wieder auf der Ausstellung obenan und wohl auch sonst wirklich mit.

Sollen wir uns darüber freuen? Ja und nein! Ich freue mich, daß man thut, was Not ist, und bin traurig, daß es so Not thut, denn wir Deutschen sind ein im Grunde doch gesundes Volk, und wir müssen so viele Sanatorien für Schwindsüchtige, Lungen-Kranke und noch alle möglichen Schwachen bauen, es ist auffallend! Und es ist eine selbstverständliche Folge unserer scharfen Arbeit in Deutschland, wir arbeiten am intensivsten mit von allen Völkern der Erde, aber wir büßen in dieser Arbeit auch schwer an unserer Volks-Gesundheit, wir am allermeisten. Man thut schon viel, diese Ausstellung hier zeigt es uns ja, aber es kann so mit dem besten Willen nicht allein geholfen werden. Es will dies scheinbar nicht viel sagen und sagt dabei doch viel: Hier in Paris, wo doch jetzt wohl fast alle Völker vertreten sind, treffen Sie unter zehn bebrillten Leuten gewiß fünf Deutsche, nach uns kommen in dieser Beziehung die Engländer oder Amerikaner. Goethe konnte

keine Leute mit der Brille leiden, nicht wohl, weil er sie selbst haßte, sondern weil er das Schädliche erkannte, was mit dahintersteckt, die Bücher-Weisheit und Stuben-Gelehrsamkeit im Volk der Denker. Wir sind jetzt mit obenan, ganz Oben, aber Ihr Deutschen, auf der Schulbank oder im Fabriksaal, im Comptoir oder in der Studier-Stube, nicht nur rastloses Hasten, sondern auch hastloses Rasten, das fehlt dem Deutschen nur zu oft, trotz der so viel gepriesenen Deutschen Ruhe!

Dieser eine Saal mit seinen Tabellen und Bildern sagt das uns recht deutlich. Wir kommen jetzt ja immer mehr dahin, auch der Pflege unseres Körpers die nötige Sorgfalt zuzuwenden; die Pflege eines schönen Körpers können wir noch immer von den alten Griechen, die eines kräftigen Körpers und zäher Muskeln von den Engländern lernen, guter Sport ist einem Volke viel wert!

Und wir können unserem Körper und unserem Geiste auch noch eine andere ausgezeichnete Pflege zu Teil werden lassen, in Bezug auf unsere Mahlzeiten; nicht durch Mengen können wir uns nähren und kräftigen, sondern durch Maß! Nichts ist so sehr Angewohnheit, wie viel Essen und Trinken. Ich behaupte, daß die meisten erwachsenen Menschen — und auch oft die Kinder — fast mit der Hälfte dessen, was sie täglich zu sich nehmen, auskommen können, sich noch dabei weit wohler fühlen, sich so weit mehr kräftigen, körperlich und geistig, und so weit kräftiger leben können. Es ist erstaunlich, was die meisten Menschen oft an einem Tage — der Ausdruck ist nicht schön, aber er ist hierin passend

— zusammenessen. Sie erweitern ihren Magen dadurch meistens bald so sehr, daß sie immer wieder das Loch in ihm ausfüllen müssen, da sie Hunger verspüren. Der Körper aber hat diese Speise bei Weitem nicht alle nötig, er wird nur stündlich beschwert und macht auch den Geist auf diese Weise träge, man merkt es schließlich garnicht mehr.

Man wird sich wundern und sich freuen, wenn man den Versuch einmal energisch trotz des ersten Magen-Knurrens durchgeführt hat, die Magen-Wände werden sich wieder an die natürliche Lage gewöhnen. So denke ich mir den inneren Vorgang, er mag auch anders sein, aber die Thatsache der weit größeren körperlichen und geistigen Frische bei Einnahme von natürlichen und mäßigen Quantitäten besteht, und auch die Thatsache, daß man sich bald daran gewöhnen kann, ebenso gut, wie man sich die Unmäßigkeit fast durchweg angewöhnt hat. Kraft muß dem Körper natürlich zugeführt werden, aber nicht in Quantität, sondern in Qualität. Doch wird man nie auf die Dauer mit den modernen chemischen Präparaten konzentrierter Nahrung Mensch oder Tier kräftig erhalten können, das ist das Extrem, welches das erste berührt. Ein Schiff muß einen gewissen Ballast haben, wenn es schwimmen soll, so geht es auch dem Magen!

Es ist immer eine Freude, zu sehen, wenn es jemand tüchtig schmeckt, ich bin auch kein Kost-Verächter und freue mich auch darauf, wenn mir meine kleine Frau später einmal erst ein kräftiges Beefsteak zubereitet, denn der Geschmack der Zunge wurde uns auch gegeben, da-

mit wir ihn benutzen und auch, wenn wir können, verfeinern. Aber es ist ein widerliches Bild, wenn man einen Menschen essen sieht, nur, um zu essen. Achten Sie einmal darauf, diese Leute haben im Alter eine besonders voll und eigenartig geformte Lippe — hier meine ich die Feinschmecker —, als ob sie immer gleich fragen wollten: „schmeckt das recht gut?"

Aber neben dem Hervorrufen körperlicher und geistiger Trägheit hat diese Unmäßigkeit auch noch einen sehr großen Einfluß auf unsere Sinne. Eine reine Sinnlichkeit ist dem reinen Menschen immer etwas Göttliches, aber es giebt auch eine gemeine, unnatürliche Sinnlichkeit. Und nicht zuletzt ist es auch die Nahrungsweise, vor allem aber die Unmäßigkeit, welche diese Sinnlichkeit hervorruft und verstärkt. In der richtigen Wahl von Quantität und Qualität der Speise und durch Vermeiden anreizender Getränke werden die Eltern ihre Kinder schon vor Vielem in der unwissenden Jugend bewahren können. Oder, Ihr Eltern, wollt Ihr ganz vernünftig sein, so macht Eure Kinder bei Zeiten zu Wissenden, seid ihnen hier besonders Freunde, es ist dieses gerade so oft für das Leben des Menschen bestimmend. Die Kinder werden es Euch später danken, falsche Scham ist etwas recht Unnatürliches und Dummes und oft ein Zeichen von Schmutz! Und noch ein Anderes, Ihr Eltern! Lernt von Euren Kindern, lernt aus ihren fragenden und klaren Augen, lernt aus ihrem Kinder-Lachen und aus ihrem Stammeln der Unschuld; lernt aus Euren Kindern selbst, wie sie erzogen sein wollen. Laßt ihnen alle Freiheit und laßt sie sich ent-

falten, ein Jedes nach seiner Eigenart, laßt sie sich so entfalten, schon als Kind zu einer Persönlichkeit! Und lernt selbst von Euren Kindern, ein Kind zu sein, dann werdet Ihr fühlen und wissen, wie das Kind erzogen werden will. Euer Kind wird jauchzen und Euch danken!

Wie die Nahrung auch sonst noch den Geist und die Denkkraft beeinflußt, sehen wir bei den Fisch-Essern, auch bei den Tieren. Der Seehund ist eins der klügsten Tiere, er lebt von Fischen; so könnte ich noch viele andere Fisch-fressende Tiere nennen, die zu den Schlausten gehören, auch dieses ist ein Fingerzeig für den Menschen, der noch viel zu wenig die ausgezeichnete, gesunde und teilweise auch recht billige Fischkost würdigt. Und je mehr der Fisch ein Volksnahrungsmittel wird, mit desto größerer Freude ist das vom sozial-politischen wie vom allgemein-menschlichen Standpunkt aus zu begrüßen, das Volk wird sich billig gut nähren können, und der Verstand wird durch den hohen Phosphor-Gehalt des Fisch-Fleisches nur geschärft werden.

Menschen, welche täglich in ihrem Berufe besonders scharf zu denken haben, essen instinktiv besonders gern Fisch, das Hirn verlangt einfach nach neuer Zuführung von Kraft!

Von dieser Art von Volks-Wirtschafts-Lehre ist hier allerdings noch nichts ausgestellt, aber noch vieles andere, vieles, von dem wir für unser Leben lernen können.

Wir sollen im Leben nur immer praktisch denken und handeln, natürliche Menschen sein und bei Allem den Verstand mit dem Herzen gemeinsam gehen lassen,

wir wirken dann Gutes, wie wir es in diesem Hause sehen. Herz und Verstand treten sich von Natur aus nie entgegen, und folgen wir nur immer der Natur, sie ist so klug, so einfach und so gut!

* * *

Paris, 8. Juni 1900.

Gestern Abend ist König Oskar von Schweden und Norwegen hier angekommen, der erste Souverain in Paris zur Zeit der Ausstellung. Und eine halbe Stunde nach seiner Ankunft lese ich schon in den Abend-Zeitungen von den stattgehabten Empfangs-Feierlichkeiten und über den alten König aus dem fernen Norden. Die Blätter bringen sein Bild aus jüngeren Tagen und ergehen sich in großen Lobpreisungen, sie sind damit nur höflich gegen den Gast der Republik.

Und nachdem die Zeitung alles Beste und Schöne, was ein Mensch nur haben kann, von dem nordischen Könige erzählt hat, kommt dann schließlich der Zweck des Ganzen zum Vorschein: König Oskar ist alles, er ist ein großer Staatsmann, er ist ein großer Philosoph und Denker, er ist ein Dichter und genauer Kenner der Litteratur, er hat Oden geschrieben und den Faust übersetzt, König Oskar ist ein großer Seemann und König Oskar ist noch eins, er ist ein echter Republikaner, von so reinem Wasser, daß er einst seinem Volke das größte Geschenk machen wollte, das ein König machen kann, ihm die Freiheit geben und abdanken.

Doch es unterblieb dann, aber der König wollte es durchaus, und wie sollte er es auch nicht wollen, er, der Enkel eines Bernadotte, er, der ein echter Franzose! Das ist des Pudels Kern!

Das Französische ist eine herrliche Sprache, die schönste bald mit, und sie ist die Sprache der Diplomatie. Goethe sagte einmal, daß man in ihr am besten lügen könnte! Aber sie paßt so recht zu dem ganzen Volks-Charakter, wie der Champagner; es ist bald zu verstehen, wie die Leute sich oft selbst an ihren schönen Worten berauschen und sich und anderen etwas vormachen. Im Grunde genommen sind sie ja alle nicht so gefährlich, wie sie oft scheinen, es ist ihnen oft wie in einem langen Rausch.

„Paris ist der Mittelpunkt des Kontinent's, von ihm geht alles Leben, aller Handel und alle Bildung aus, Frankreich ist das größte und das reichste Land des Kontinents, ja schließlich auch der Erde, denn wäre ein Franzose, wäre Lafayette nicht gewesen, was wären die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika?! Und der Franzose, o, er schüttelt jedem die Hand, wir sind alle Brüder, der Franzose ist ein bon garçon!"

Ja, wären die Franzosen nicht, es gäbe ja gar kein Leben auf der Welt, in ihm hat sich die Natur bald selbst übertroffen, so ungefähr wird der Mann wohl denken, welcher mir gestern diese lange Rede hielt.

„Laß ihn nur kolken!" dachte ich, als mir der Herr im Café immer mehr Feuer fing, „da kannst Du einmal sehen, wie ein echter Chauvinist denkt und

schwatzt!" Viel Vernunft war nicht dabei, aber im Augenblick vollste Überzeugung, er war ein „bon garçon!"

Mit den Boxern fingen wir an, die machten ihm nicht viel Sorge, „wir leben ja hier in Frankreich!" Und was die Buren thäten, das thäten die Boxer eben auch, ihre Unabhängigkeit und Freiheit verteidigen! Nun, der Mann hat nicht Unrecht.

Elsaß-Lothringen hätte uns beinahe entzweit, doch bin ich ein friedlicher Mann, ich ließ ihn schließlich schwatzen, es that uns ja nichts. Das sieht er selbst ein, den Franzosen können wir die Reichslande nicht wieder zurückgeben, aber das will man ja auch garnicht, nur etwas anderes, auf daß die Streitaxt auf ewig begraben sei. Handel und Freundschaft werden zwischen Frankreich und Deutschland blühen, die Welt wird vor ihnen zittern, man wird sich die Hände schütteln als Brüder, und in Paris wird man „vive Guillaume" rufen — das ist hier immer die Hauptsache —, wenn man das arme Elsaß und das geknechtete Lothringen wieder frei giebt, nicht an Frankreich zurück, sondern wenn man diese Provinzen sich selbst überläßt. Eine kleine Republik als Puffer-Staat zwischen zwei mächtigen Reichen, dann hat die liebe Seele Ruhe! „Und was wird dieser Puffer-Staat dann thun?" — „Nein, wir, wir Franzosen wollen ihn dann garnicht!"

Nie würde ich für ein Deutsches Elsaß-Lothringen sein, wären die Reichslande nicht von Grund aus Deutsch. Das sind sie, und das bricht sich auch schon Bahn, aus dem Volke heraus. Die Zeit war doch noch immer der beste Richter, und sie spricht schon.

Der gute Mann glaubt viel, denn ich glaube es noch lange nicht, daß die Reichsländer sich dann gleich den Franzosen in die Arme werfen würden, Elsaß und Lothringen blühen mehr denn je. Unter der Deutschen Herrschaft hat sich alles gehoben, man ist in den Reichslanden wohl mit diesen Verhältnissen zufrieden und erkennt den großen Aufschwung an, in allen Schichten der Bevölkerung. Und doch, man ist nicht ganz zufrieden und murrt fort, doch nicht gegen die Sache und wegen der Verhältnisse, sondern man klagt über den Geist der Verwaltung. Der preußische Schnauzbart wird stets zu energisch in die Höhe gestrichen, man meint es nicht so, aber der nach oben gehende Zug um den Mund giebt dieses Aussehen! Es ist das ein gewisser Zug, der dem preußischen Beamten leicht zu eigen ist, von Unten an bis Oben hinauf, immer ist es nicht angebracht! Hier nicht, wie auch nicht an den anderen Grenzen des Reiches, es geht auch anders!

Und Eins hat im Elsaß noch immer mich als Norddeutschen, mein inneres Gefühl, beleidigt: Diese überlegene und oft geradezu anmaßende Art, in welcher der aus Alt-Deutschland nach den Reichslanden Gekommene auf den Elsässer, den „Wackus" herniedersieht, von ihm spricht und . . . ihn auch oft behandelt. Das ist nicht vornehm, Ihr Herren, und für so Etwas hat ein Volk auch immer ein sehr feines Gefühl. Andere Art will verstanden sein!

Aber deshalb sehnen sich die Reichsländer noch lange nicht unter die französische Oberhoheit zurück; hier in Paris sollte man es allerdings fast meinen, wenn

man oben auf Montmartre in der Sacre-Coeur die Pfaffen ihr „Rette Elsaß und Lothringen!“ herunterplappern hört, oder, wenn man auf dem schönen „place de la concorde“ von der Statue der Straßburg Trauerfahnen herabwehen sieht, und wenn Trauer-Kränze an ihr niedergelegt werden von elsäßischen und französischen Deputationen. Doch sagt das garnichts, es ist eine achtenswerte Anhänglichkeit und oft Humbug. Dieser Platz, der schönste mit der Weltstädte, heißt der der „Eintracht“, und doch durfte Victor Hugo von ihm sagen, daß alle Wasser der Seine, welche ihn bespülen, nicht das Blut der Landeskinder und Herrscher von ihm abspülen könnten, welches hier die einträchtigen Franzosen vergossen.

Diese wenigen Hetzer im Elsaß selbst und die Elsässer, welche für immer ihre Heimat verließen und nun in Frankreich leben, lassen es die Franzosen glauben, und man glaubt gern, was man wünscht.

Mein lieber Franzmann Du, auch mit den schönen Puffer-Vogesen wird es wohl nichts werden; aber lassen wir das, erzähle mir lieber, wie der Pariser von Dreyfus denkt!

Und da geht es denn los, die Augen glühen dem Manne ordentlich, als er die vielsagende Handbewegung um den Hals macht! Seltsam, wie auch ruhige Männer sich so in Kindermärchen verrennen können, schon mancher Patriot hier sagte mir dasselbe und glaubt dieses Ungeheuerlichste, was Menschen-Verstand oder Unverstand sich nur zurechtphantasieren kann: „Dreyfus hat uns alle verraten, er hat uns bald an den Rand des Ver-

derbens gebracht, die Brüderlichkeit gestört, doch nicht er ist allein dieses Verderben gewesen. O, er, er ist ja nur ein gemeiner, begnadigter Schuft, begnadigt, weil man Millionen gab!“

„Millionen?!“

„Ja, mehr als Millionen, was man nur geben konnte, hat man gegeben, seine Glaubens-Brüder haben die Macht, das Geld, und für Geld ist alles käuflich! Sie haben die Presse im Lande gekauft, Zola, Labori und Alle, die Richter und Alle. Alles hat jetzt die Taschen voll Geld, und Dreyfus wurde begnadigt! Doch nicht im Lande ist das Geld geblieben, hier war man international, um national zu sein, alles ist ja von dem Golde abhänging, und alles ist erkauft, die Presse der ganzen Welt!“

Es ist ein Zeichen von etwas sehr Ungesundem in der Diplomatie, daß es besondere Fonds für Spitzel und Spione giebt, doch ich kann und will nicht über Dreyfus richten; aber das weiß ich, die Franzosen haben eine entsetzliche Phantasie, was mir der Mann da einreden wollte, das schwatzen sich Männer vor, welche man sonst für ganz gesund hält, auch geistig!

Wenn man so hier die Leute reden und schwatzen hört, und wenn man in den Zeitungen liest und sieht, wie man hier gleich alles aufbauscht, und wenn man viel Derartiges hier beobachtet, dann sollte man denken, es steckte doch nicht viel hinter all’ diesen Sachen! Aber wo soll all’ dieses Große und Geleistete hier herkommen?, es ist doch da, Ergebnisse ernster Arbeit und wirklichen Könnens! Nun, es giebt auch noch einen

anderen Geist in dem Franzosen, von selbst kommt das alles nicht, er leistet auch wieder viel, sehr viel. Und es giebt in diesem Volke, so wenig ich mich auch von dieser äußerlichen Höflichkeit täuschen lasse, etwas, was ich trotz Allem wieder finde, etwas, wofür ich kein wirklich passendes Deutsches Wort habe, etwas, was ich dem französischen Volke trotz Allem und Allem zusprechen muß, eine gewisse Noblesse. Der Champagner pufft und zischt immer erst, nachher beruhigt er sich und schmeckt den Meisten recht gut!

Und ich weiß auch, der Fremde muß den Franzosen in gewisser Beziehung falsch beurteilen; und beurteile ich ihn in Manchem vielleicht falsch, thue ich ihm vielleicht in Einigem Unrecht, so ist es gegen meinen Willen, ich zahle dann eben unbewußt meinem Volkstum den Tribut.

Auffallend ist es hier in Paris, wie unpopulär im Pariser Volke der Präsident, Herr Loubet, ist. Er thut ihnen nichts und macht die Sachen in aller Ruhe, aber das ist ja garnicht nötig, reden soll er und Radau machen, repräsentieren und nicht präsidieren! Ist es nicht toll, wenn hier am hellen Tage nach einer Leichen-Feier in der Madeleine Hunderte rufen dürfen „hoch Deroulède!" welcher gewiß ein guter und überzeugter Patriot ist — eben einer von diesen Hurra-Patrioten, welche glauben, daß sie die Vaterlands-Liebe allein gepachtet haben —, und dann ein Anderer, der sich gestattet, den gegenwärtigen Präsidenten des Landes hoch leben zu lassen, von diesen Patrioten so verhauen wird, daß man ihn forttragen muß?! Oder ist es nicht toll, wenn in den Buchhand-

lungen überall die gröbsten Schmäh-Schriften ausliegen, „Loubet, die Schande!" und andere?! So etwas ist keine Preß-Freiheit, welche so vergiftend in mißbrauchter Weise wirken kann, und sonst auch keine Freiheit, es ist ein gefährliches Unterwühlen jeglicher Autorität. Und ist erst die Autorität verschwunden und wollen alle Herren sein, so sind sie alle Knechte! Das ist die falsche republikanische Brüderlichkeit, welche in solcher Weise nur eine blendende Unfreiheit ist!

„O, der Franzose ist ein guter Junge", sagte mir der Chauvinist, „er schüttelt Jedem die Hand!"

Auf meinem Wege zur Ausstellung kam ich gerade darauf zu, wie man sich auf diese brüderliche Art die Hände schüttelte, auf diesen kleinen Putsch, der so bezeichnend für den Charakter des politischen Lebens in Frankreich ist. Der Engländer ist Geschäftsmann, für ihn ist die Politik etwas Geschäftliches, der Deutsche tobt sich aus in Wahlreden, man strebt zum Parlament und will so reformieren — wir sind parlamentarisch noch lange nicht so reif und geschult, wie die Engländer —, und der Franzose macht bei der Politik viel Scandal, Straßen-Aufläufe, Putsche, hier ist der Putschismus zu Hause!

O, unser Parlament, unsere Volks-Vertretung; mich dünkt, das Deutsche Volk wählt nicht gerade immer die Elite seiner Männer, um zu sagen, was es will! Zu sehr wird nur geschachert wegen der Partei, zu sehr nur wird ein Handel getrieben mit der Meinung, zu wenig hört man die Persönlichkeit nur sprechen. Wohl Gelehrte, welche fein ergründen, wohl Männer des prak-

tischen Lebens, welche gut raten und fordern, wohl Männer, welche das Beste wollen, doch lange muß man warten, bis man Großes hört!

* * *

Paris, 9. Juni 1900.

In dem Palast der Volks-Wirtschaft ist noch Vieles ausgestellt und zu studieren, was schon viel Gutes gethan hat; fast alles hat hier nur den Zweck, dem Menschen in seinem Beruf und Leben zu helfen. Dieser Palast dünkt mich seinem inneren Wert nach der größte und schönste, es ist die mit klarem Verstande gepaarte Menschen-Liebe, deren Geist hier alles durchweht. Und all' die Hunderte von Millionen, welche in den Palästen aufgestapelt sind, werten wenig zu dem, was hier von edlem Wollen und Können zeugt.

Alles konnte ich nicht eingehend betrachten, dazu ist es Viel zu Viel, die vielen Säle für die Kongresse, welche während der Ausstellung hier tagen, habe ich schnell durchwandert, und bin dann lange in einer kleinen Abteilung geblieben, die mir bedeutend für die spätere Zukunft der Völker scheint.

Die Schweiz ist ein glückliches Land; die herrlichsten Schroffen und Berge, welche den Menschen-Geist so frei machen von kleinlichen Gedanken und ihn sich emporschwingen lassen in reine Höhen der Natur, der Wahrheit. Und unten in den schönen Thälern und Gefilden freundliche Dörfer und blühende Städte, und in diesen Städten der Niederschlag des nach Freiheit ringenden Menschen-Geistes. Die freie Schweiz ist das inter-

ationale Land, und das Schönste, was ein Volk haben ann, ist die nationale Inter-Nationale.

Wir sollen uns hüten, die Sozial-Demokratie als twas Schlechtes zu betrachten, sie ist etwas recht Gutes, oir Alle verdanken ihr schon Vieles. Sie ist der Hecht m Karpfen-Teich, der da für Leben und Bewegung orgt, aber — jede Partei hat ein Recht auf Leben und Kampf — nie wird die Sozial-Demokratie an das Ziel hrer Wünsche kommen, so lange ihr die utopistischen Gedanken einer allgemeinen Teilung innewohnen, welche ıicht die Natur verstehen, denn in der Natur giebt es keine ›ollkommene Gleichheit. Es ist die Wellen-Bewegung, das Auf und Nieder, das durch das Welt-All geht, und nie wird ›ie Sozial-Demokratie zum Siege kommen und beglücken, o lange ihr auch noch das Eine fehlt, der nationale Gedanke. National-Gefühl und die Liebe zum Vater-ande sind nichts Anerzogenes; das ist Natur, wirkliche Kindes-Liebe, und die kann man einem Menschen nicht ıus dem Herzen reißen! Und die Märchen von der großen Teilung sind auch schon im Verschwinden, sie beginnen dahin zurückzukehren, woher sie kamen, in das Reich der Phantasie. Möge auch sonst die Unnatur aus den Bestrebungen einer solchen Partei schwinden, dann wird es immer ein freudiger Kampf sein, dann wird ich Vieles vereinigen!

Der aristokratische Sozial-Demokrat Lassalle rief einst den Völkern zu: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“ Hat die Sozial-Demokratie sich erst gemausert und die Läuterung im Laufe der Zeit durchgemacht, so daß die Schlacken verschwunden sind und das reine

Metall zurückblieb, dann werden die Proletarier aller Länder ein nationales Proletariat bilden, und dann ist es das Aristokratischste, was es geben kann, eine nationale Demokratie, welche in diesem Sinne sehr wohl in einem monarchischen Staate lebensfähig und beglückend sein kann.

Es war das Internationale in der Schweiz, das diese Gedanken eben in mir anregte, hier in der Schweizer-Abteilung des Palastes tritt es uns entgegen. Neben den Vorführungen der Erfolge der großen Schweizer Versicherungs-Gesellschaften zuerst die Ausstellung des „roten Kreuzes“.

Die Genfer Konvention hat schon in Vielem die Völker vereinigt, und die Anhänger und Verfechter des Friedens-Gedankens wählten keinen schlechten Platz, als sie der Vertretung ihrer Sache hier in diesem Saal auch ein Heim mit gaben. Die ganze Welt-Litteratur, welche diesen Gedanken in sich schließt, liegt hier aus und ist Jedermann zugänglich. Wenig ist es nicht, schon eine große Bibliothek, Porträts der Kämpfer für die gute Sache grüßen von den Wänden, und berühmte Bilder großer Meister zeigen uns die Schrecken des unbarmherzigen Krieges, den Tod, der da über Menschen unbekümmert hinfortgeht, unbekümmert um ihr Hoffen, Denken, Lieben und Hassen.

Er kennt nur Eins, sich selbst, den Tod,
Und stieren Blickes geht er seines Weges weiter.
Doch wo er geht, senkt seine Glut sich nieder,
Und in der Glut versengt er alles Leben.
Das Echo seines Schritt's sind wehe Klage-Lieder,
Er kennt nur Eins: Ihr Menschen, Ihr sollt beben!

Nun, wir werden beben vor dem Leid, das ein moderner europäischer Krieg heraufbeschwören wird, ein solcher Weltenbrand, dessen Glut alles versengt, Gesittung und Menschenliebe, Streben und Menschenwerk. Wir werden beben vor einem solchen Morden, und die da dem Toten-Roß in die Zügel fallen, sie arbeiten an einem großen Werke, dessen Vollendung wohl noch in weiter, weiter Ferne liegt — vielleicht —, aber auch jetzt schon können sie auf gute Resultate ihres Strebens und Wollens zurückblicken. Trotz Hohn und Spott der Welt, die Vieles nicht verstand und nur das eine Ziel, das Ideal kannte — und Ideale soll der Mensch haben, ob er sie auch nicht gleich erreicht, — ist diese Bewegung mit dem Bestreben, den Krieg in menschlichere Bahnen zu führen, kräftig vorwärts geschritten, die Genfer Konvention ist ein Kind dieser Bewegung. Und so wird es weiter gehen, Schritt für Schritt, aber sicher und unaufhaltsam!

Der Spott und das Lächeln der Mitwelt sind die Wehen, unter denen die Mutter die Frucht ihrer Liebe trägt. Spottet nur weiter und lächelt, weil Ihr nicht versteht und wirklich kennt, denn es ist die Unkenntnis und der Unverstand, welche die Brutalität im Gefolge haben. Die Mutter leidet unter dem Schmerz, aber in zärtlicher Liebe erträgt sie ihn gern, weiß sie doch, für wen sie leidet, sie weiß, was die Wehen bedeuten, ihrem Kinde giebt sie das Leben.

Und noch eine andere Bewegung ist es, welche gleichfalls hier in diesem Gebäude durch Schriften und durch Erzeugnisse von Industrie und Hand-Arbeit vertreten ist,

und die gleichfalls noch oft bespöttelt wird, weil man sie falsch versteht; es ist die moderne Frauen-Bewegung.

Es ist noch nicht lange her, daß die Frau ihre einzige Bestimmung darin sah, hinter dem Herde zu stehen und zu kochen, zu heiraten und Mutter zu werden, dann eine gute Hausfrau zu sein und die Kinder zu tüchtigen Menschen zu erziehen, dem Manne das häusliche Leben angenehm zu machen und dann zu häkeln und zu stricken! Es ist noch nicht lange her, sagte ich, nein, so ist es ja im Allgemeinen bei uns heute noch, und es ist ja auch gut so, nicht wahr?!

Ja, das Weib ist scheinbar zu solch einem Beruf geboren, nur zu diesem Einen, daß sie in ihrem engen Kreise versimpelt. Und es ist dem Menschen dieses durch die Gewohnheit so selbstverständlich geworden, daß man lacht, fordert die Frau auch noch mehr vom Leben.

Die Frau, das Weib soll gewiß eine treusorgende Gattin und Mutter sein, aber weiter nichts?

Ja, Ihr Männer, fragt Euch einmal ernst, sind Eure Frauen Euch im Durchschnitt mehr, sind sie Euch mehr als die Geliebte, von der Ihr Liebe fordert? Sind sie Euch mehr als die Gattin, von deren Liebe Ihr Eure Kinder erhofft, sind sie Euch mehr als die Mutter Euerer Kinder, welche sie Euch unter Schmerzen gebar, sind sie Euch mehr als die Hausfrau, die Alles mustergültig im Hauswesen verwaltet, sind sie Euch mehr als die Gattin, mit der Ihr in glücklicher Ehe zu leben meint, sind sie Euch mehr?!

Sind sie Euere Freundin nicht nur, sondern Euer Freund, das Weib, das Ihr auch geistig an Eurem

täglichen Thun und Denken, an Eurem inneren Leben ganz Teil nehmen laßt, das Ihr zu Euch heraufzieht, in eine Höhe, die man für das Weib nicht kennt, nicht kennen will!

Ja, lebt Ihr so in einer reinen leiblichen und geistigen Liebe, welche durch das Band der Ehe geheiligt ist, ja dann, Mann und Weib, dann lebt Ihr in glücklicher Ehe!

Und wie oft ist es so? Nicht oft, im Durchschnitt selten. Man glaubt, doch glücklich mit einander zu leben; es ist vielleicht unrecht, daß ich es Euch sage, Ihr Männer und Frauen, daß ich Euch sage, wie Viel so oft Ihr entbehrt, daß ich Euch Reichtümer zeige, die Ihr nicht besitzt und nicht mehr besitzen könnt, vielleicht nicht mehr, und vielleicht doch noch! Und deshalb sage ich es Euch, weil ich Euch allen zum Bewußtsein bringen möchte, was Euch gegeben ist, und Euch aufrütteln möchte aus einer Trägheit der Ehe, aus einem Leben nur nebeneinander, und nicht auch ineinander in einer „glücklichen“ Ehe, weil ich ein Ehe-Stifter sein möchte von Geistes-Ehen!

Und Ihr Mädchen, Euch sage ich es, um Euch zum Bewußtsein zu bringen, wozu Ihr geschaffen seid; nicht dazu geschaffen, nur eine höhere Tochter zu sein, dann zu träumen und Euch zu putzen, zu putzen für den Mann und auf ihn zu warten; daß Ihr nicht dazu geschaffen seid, dann als eine Nummer und ein Preis mit auf dieser großen Liste zu stehen, sondern daß Ihr geschaffen wurdet, um selbst im Leben mit zu stehen und an ihm Teil zu nehmen für Euch selbst, ohne dabei

auf den Mann zu warten; daß Ihr wirklich leben sollt, Ihr selbst sein!

Seht hinein ins Leben, was seid Ihr im Durchschnitt so? Ja, liebe, liebe Geschöpfe, wenn Ihr frische Deutsche Mädchen seid, aber seid mehr, macht Euch von dem Manne frei, macht Euch ihm gleich, denn Ihr seid ihm gleich geschaffen. Was könnt Ihr im Durchschnitt denn heute?! Ihr seid so oft weit höher stehend als der Mann, und doch stellt er sich höher. Werdet frei, Ihr Mädchen, und macht Euch frei, zu Mädchen, welche das Leben kennen und Mädchen, die mit den Alters-Genossen des anderen Geschlechts auch in einer wirklichen Freundschaft leben können, die dem Manne nicht nur Freundin, sondern Freund sind, dann seid Ihr frei! Ja, Viele unter Euch Frauen sind schon erwacht, sie merkten und wissen, was ihnen, was Euch gehört. Das — Neue Weib ist erstanden, das da nicht nur Weibchen sein will, das da ein Ich sein will und ist, ein Weib, das stolz ist und so tief in ihrer Psyche. Das Neue Weib verlangt den — Neuen Mann, es verlangt mehr als nur den Mann, es sucht nach der Psyche im Manne.

Wahrhaftig, Ihr Männer, man findet sie selten bei Euch, diese Psyche, Ihr habt sie erstickt, sie ging Euch verloren. Nur zu oft, Ihr Männer, seid Ihr mir Faune, nur zu oft höre ich Euch scharren, scharren mit einem — — Pferdefuß! Lernt die Psyche im Weibe sehen und sucht sie Euch auch wieder, denn wißt: Das Neue Weib verlangt den Neuen Mann!

Und habt Ihr Euch gefunden für das Leben, Weib und Mann, Freund und Freund, dann, Du Weib, liebe

und sei glücklich, und Dein Wunsch sei: Ich will den Edel-Menschen gebären! — Nicht den Über-Menschen, doch den Edel-Menschen, und solche Ehen werden Edel-Menschen zeugen!

Und Ihr Jünglinge und Männer, betrachtet dann so die Frau, dann wird Euch Euer Weib ein Freund sein, ein Freund und nicht nur eine Freundin, ein Weib, das Euch reine Liebe giebt, eine zärtliche Mutter Eurer Kinder und eine echte Deutsche Hausfrau.

So werden wir andere Menschen werden, Menschen, welche kräftig im Leben stehen, und Menschen, die jubeln und lieben, leben in reiner Ehe und ein kräftiges Leben, so werden wir frei! So soll die Ehe sein und so kann sie sein. O, der Mensch birgt so viel Liebe und Leben in sich, liebt Euch und lebt, liebt und lebt kräftig!

Und so verschachert wird diese reiche Liebe und das Leben, es ist ein Jammer! Und habt Ihr Menschen erst Euere Liebe verkauft, das Leben gabet Ihr mit, es gehört Euch nicht mehr! Doch gabet Ihr rein, Ihr empfinget vielfach!

Ja, wie Schuppen fällt es uns oft von den Augen, und wie Schuppen möge es Euch Allen herunterfallen, werdet sehend, Ihr Menschen, und Ihr werdet leben!

Die freie Frau, welche sich schon emporgeschwungen hat und das besitzt, was ihr gehört, den Platz neben dem Manne, ja sie hat diesen Mann oft schon überholt, sie steht über ihm. Nicht mehr huldigt er dann mehr nur dem anderen Geschlecht, weil es ihm Liebe gewährt, er beugt sich dann gern auch vor dem hohen

Geist, der aus dem Weibe spricht, nicht ist es mehr ein Huldigen, sondern ein freudiges Bekennen!

Und wo dann Geist zu Geist steht, da fällt jede Schranke und Unnatur, da jubelt es in Euerem Innern, denn Ihr wißt, daß Ihr lebt. So schreitet fort, Ihr Männer und Frauen, lebet und liebet in reiner Natur, seht nicht nur die Hülle, doch das Herz und den Geist, lebt kräftig und Jeder durch eigene Kraft, lebt kräftig und wählt Euch im Geist, in Liebe von Körper und Geist, dann seid Ihr frei!

* *
*

Neuilly sur Seine près Paris,
15. Juni 1900.

O Paris ist so schön, die innere Stadt und die Umgebung, bis weit hinaus, man muß das nur erst Alles kennen lernen, und je mehr man dieses Paris kennt, desto schöner wird es. Und will man dann auf dem Lande wohnen, so geht man hinaus nach Neuilly, nach dieser friedlichen Villen-Stadt, in zwanzig Minuten ist man draußen, oder hinauf nach St. Cloud, auf die Berge, wo man in freundlichen Landhäusern unter hohen Birken und alten Ulmen hoch über der Riesenstadt wohnt, unter sich das schöne Thal der Seine und das gewaltige Paris.

Jetzt wohne ich hier nun in Neuilly in einer kleinen Villa an der Seine, das Häuschen ist geschmackvoll eingerichtet und nicht vermietet, nur ich bin jetzt der einzige Bewohner der Erkerzimmer. Gen Westen der Blick auf die lauschigen Ufer der Seine mit den dahinter liegenden

Bergen vor Paris, und von meinem Schreibtisch aus der Blick in einen lauschigen von hohen mit Epheu bewachsenen Mauern abgeschlossenen Garten, in dem des Morgens in aller Frühe schon der Kaffee-Tisch von der freundlichen Haus-Hüterin in grünender Grotte unter alten Kastanien und Platanen gedeckt ist. Vorher wird erst noch zum vollen Erwachen ein recht kaltes Bad genommen, und dann geht's an die Arbeit; so spielt es sich eigentlich angenehm Stellungs-loser Commis!

Man hält es für geradezu unmöglich, jetzt in Paris bei dem großen Andrange in einem guten Hause anzukommen, ich verliere den Mut noch immer nicht und lerne währenddem Französisch, wenn man dahinter sitzt, geht es im Lande mit einer fremden Sprache sehr schnell. Nach sechs Wochen brauche ich jetzt nicht mehr zu übersetzen, sondern der französische Satz bildet sich gleich im Gedanken, dann hat man gewonnenes Spiel.

Und dann die Feinheit der Sprache, wenn man erst tiefer in sie eindringt, diese feinen Pointen, hier ist Esprit! Aber die Straßen-Lektüre, die kleine Presse, die geistige Nahrung des Volkes, die ist flach, recht flach. Will man es gelten lassen, daß die Presse das idealisierte Publikum ist, dann geht der Franzose im allgemeinen den Sachen nicht gern bis auf den Grund; es ist ein leichtes Berühren der Sachen, immer in gefälliger Weise, in einem Feuilleton-Stil.

Ich merke es, mit dem Beherrschen einer neuen Sprache, dem Beherrschen dieses anderen Sprach-Geistes, nimmt man auch eine neue Volks-Seele in sich auf. Und die Sprachen sollte man überall mit Bewußtsein so lehren,

wie sie die Mutter ihr Kind unbewußt lehrt, nur durch Sprechen in der jedesmaligen fremden Sprache, nicht durch das ermüdende Einpauken der Regeln, welche sich im Lehren und Lernen durch Sprechen aus sich selbst entwickeln und dann anregend wirken. So lernt man die Sprache in dem Lande, und so lehrt sie die Mutter ihr Kind, das ist natürlich.

Also ich wohne hier in Neuilly wie in einem kleinen Märchen-Schloß, o, es ist wirklich das, was man mit traut bezeichnen kann. Nur eins fehlt mir überall, mein Deutsches Gretchen, auf die hier alles zu warten scheint. Die Küche ist eingerichtet, alles blitzt und blinkt, sogar ein kleines Maler-Atelier ist da, in welchem sie ihre wirkliche Natur-Begabung ausbilden kann, und ein Flügel wartet nur darauf, daß sie mich zum Gesang begleitet. O das wird einst alles so traut, nur weiter und froh, die Zeit kommt auch!

So bin ich denn hier ganz allein, und wenn ich gar zu einsam bin, dann kommt wohl auch ein Deutsches Lied. Hier kann ich singen, so viel ich will, es hört ja niemand. Wenn ich daran denke, in was für einem Loch ich unter dem Dach in den letzten Wochen in Paris gehaust habe, mich schaudert's bald, keine Stunde Schlaf, immer die wilde, verwegene Jagd! Gehen Sie in Pariser Hotels mittlerer Art nie über die vierte Etage hinaus, da oben herrscht stets Kriegs-Zustand!

Paris hat jetzt seine herrliche Ausstellung, und Neuilly feiert auch, aber tüchtig. Hier ist Abend für Abend jetzt das Fest von Neuilly, zu welchem sonst alljährlich die Pariser zu Tausenden herauskommen, dieses Jahr sind

sie zu stolz, die Zirkus- und Buden-Besitzer klagen in Neuilly Stein und Bein. Die Avenue de Neuilly ist mehrere Kilometer lang, und da steht an beiden Seiten des breiten Mittel-Weges Menagerie neben Menagerie, Karussell neben Karussell, Bude neben Bude — die furchtbarsten Sachen —, und geheimnisvolles Kabinet neben geheimnisvollem Kabinet; die Geheimnisse machen sich eine große Konkurrenz, zwei Kilometer lang! Und über das Ganze spannen sich Hunderttausende von Lampions, der Anblick dieser Straße bei Nacht ist eigenartig und schön, man giebt hier Viel auf das Feiern solcher Feste, es ist ein großer Klim-Bim.

Den muß man auch einmal mitmachen, gerade so gut wie früher das Schützenfest auf dem Osterfelde, die größte Freude mit im ganzen Jahr. Großmutter gab ihrem Einzigen dann jedesmal einen Thaler, und Mutter Litzkendorf ließ den Stammgästen ihres Karussels die fünfte Fahrt umsonst. Ich konnte so schön den Ring greifen und war dann so stolz; die Damen in den Schießbuden waren so schön, und der Löwe brüllte so wild, und die Mama kaufte dann immer so schöne Lebkuchen, die schmeckten so gut! Und was die Hauptsache an dem ganzen Freischießen war, ein Teil des Thalers wurde in Gummischläuchen angelegt für die verbotenen Zwillen, die Fensterscheiben klingelten dann so schön, das war mein Freischießen!

Jetzt ist mir das Alles nun anders geworden, o die Jugend war frisch und so schön, das Leben ist mir's jetzt auch!

Da ist gleich zur Seite ein Wachsfiguren-Kabinet, „Mensch, lerne Dich kennen! Mensch, kennst Du Dich

selbst?!“ steht darüber in großen Lettern. Und drinnen ist alles zu sehen, nach dem sonst die lüsterne Gier Vieler in medizinischen Büchern und großen Lexikas blättert. Die Sache ist gut und auch nützlich, wir kennen unseren Bau und unsere Organe in ihrer Lage und Bestimmung meistenteils viel zu wenig. Der Mensch lernt viel, aber was ihm am nächsten liegt, darüber geht er oft hinweg, das kennt er nicht. Und neben mir stehen Männer und Frauen, sie blättern im Katalog stieren förmlich vor Gier, sie stieren und kichern . . .: Mensch, kennst Du Dich selbst?!

Gegenüber ist auch eine solche Bude aufgeschlagen, doch hier sind es nur Gräuel-Scenen und Mord-Thaten, Verbrecher und Verbrechen, welche in schauerlicher Genauigkeit dargestellt sind. Da ist ein Mann, der im Schlafe seine Gattin erdrosselt, ihre Mitgift gehört dann nur ihm. Und der Kleine in der Wiege, er soll sie ihm auch nicht rauben, sein Los fällt nur später. Jetzt schläft er ruhig und lächelt im Traum, — er träumt von der Liebe der Mutter; — den Vater verlor er, noch ehe er war, — doch die Mutter ermordet der Vater.

Dann hier die furchtbarsten Folter-Werkzeuge, wie sie sich in das Fleisch einkrallen dieser unglücklichen Opfer. Mann und Frau — wie sie ihr Opfer in das Sacktuch einschnüren — o, man kann aus einem großen Menschen ein kleines Packet machen —, um das Bündel zur Post aufzugeben, und vieles mehr.

Brrr, mir war es bald unheimlich im einsamen Haus, als ich die Nacht die Treppen hinaufstieg; da geht dann die Hand unwillkürlich an den Revolver:

„Bewegte dort sich nicht eben etwas, hier hinter der Thür kann jemand stehen, der Mensch, der Deine Koffer in das Zimmer trug, hatte solch ein häßliches Kriechen und so flackernde Augen, er bot sich an, noch ehe Du ihn gewahr wurdest, der kennt jetzt jede Hausgelegenheit!“ Und weiter denkt man in solchen Augenblicken, man malt sich alles Mögliche und Unmögliche aus, man denkt an Sachen zurück, welche weit hinter einem liegen, und das alles in einem Augenblick. Menschen, welche in höchster Lebens-Gefahr waren und schon längst ohne Bewußtsein der Gegenwart nur noch eine kleine Spanne weit vom Aufhören dieses Lebens sich befanden, haben in Sekunden Jahre ihrer Vergangenheit durchlebt. Es ist wie bei einer Uhr, die man ablaufen läßt; die Stunden sind bei ihr im Augenblicke abgelaufen, so geht es dem Menschen-Geist in solchen Fällen oft mit Jahren.

Als ich aber aus dem Schauerkabinett hinausging, meinte ich zu dem Besitzer: „Schreibe über Dein Haus: „Mensch, lerne Dich kennen! Mensch, kennst Du Dich selbst?!““

Vor einem Zelt, da steht viel Volk,
Laß seh'n, was man hier kann!
Man ruft: „Gleich geht der Ringkampf los,“
„Wer ist ein starker Mann?“

„Ein Jeder, der aus uns'rer Reih'“
„Nur Einen nieder ringt,“
„Dem geb' ich einen Louisdor,“
„Dem geb' ich Gold, das klingt!“

Gold klingt, und mancher starke Bursch,
Der nie besaß noch Gold,
Wagt gern den Kampf, der Gold verheißt,
Gold ist des Sieges Sold!

Ein Jeder wählt den Partner sich,
Wirft ihm den Handschuh hin,
Er fühlt sich stark in seiner Kraft,
Wer siegt, hat viel Gewinn!

Der Kampf beginnt; nach Ringer Art
Reicht man sich erst die Hand,
Dann faßt man sich und ringt und wirft
Und schmeißt sich an die Wand.

Ein schöner Anblick, Mannes-Kraft
In Muskel, Arm und Bein,
Man ringt und ringt, der Kampf ist hart,
Wer wird der Sieger sein?!

Da, noch ein Ruck, ein fester Griff,
Vorbei ist alle Not,
Er hat gesiegt, der junge Bursch',
Der Gegner hat den Tod!

Ein frohes Bravo rings herum:
„Dem Burschen ist der Preis!"
Der Unternehmer aber zischt:
„Das macht Ihr mir nicht weiß!"

„Ich hab's gesehen, ganz genau",
„Und meine Zeugen auch,"
„Der Bursch' that einen falschen Griff,"
„Er ist ein böser Gauch!"

Und ob man lärmt, und ob man ruft,
Daß man sich wieder fasse,
Man wird sich hüten, heut' ist Schluß,
Das Gold bleibt in der Kasse!

Der junge Bursch' nimmt seinen Hut
Und sammelt ein zum Hohn,
Ob man das Gold ihm auch nicht giebt,
Hier hat er guten Lohn.

Und wie ich sah, wie wohlfeil doch
Oft Zeugen sind für Geld,
Da fragt' ich mich, ob sie sich auch
Wohl selbst kennt, diese Welt?!

So an dem ganzen Abend noch
Die Frag' mir nicht entwich,
Wohin ich ging, da hört' ich nur:
Mensch, kennst auch selbst Du Dich?!

* *
*

Ein Kinder-Zweirad-Karussel
Hat man hier aufgestellt,
Nur Freude herrscht, und Alles lacht,
Hier fährt die kleine Welt!

Ein kleiner Bub', der früh zu Bett
Schon mußt' im nahen Haus,
Hört die Musik, o ist das schön!
Er hält's nicht länger aus.

Im Dunkeln tappt er sich zurecht
Und zieht sein Höschen an,
Jüngst gab ihm Tante einen Sou,
Für den er fahren kann.

Das Haus steht offen, gleich darauf
Sitzt unser kleiner Mann
Auf einem Zweirad, kreuzvergnügt,
— Was er nicht alles kann?!

Er strampelt tapfer los und denkt,
Er sei ein großer Mann,
Er führ' jetzt in die weite Welt,
— Was er nicht alles kann?!

Vor Freude schreit er auf und fährt
Laut lachend um die Bahn,
So schnell, wie es nur gehen will,
— Was er nicht alles kann?!

Und als die Fahrt zu Ende ist,
— O je, was seh' ich dort? —
Faßt eine Frau den kleinen Kerl
Und zerrt ihn mit sich fort.

Er weint und schreit, er fleht sie an:
„Es war ja doch so schön!"
„Ich will Dich lehren, Lümmel Du,"
„Zum Karussel zu geh'n!"

Und Schlag auf Schlag, und Stoß auf Stoß
Bekommt der kleine Mann,
Die Mutter kühlt ihr böses Blut,
— Was sie nicht alles kann?!

Der Kleine hört noch die Musik
Im Bett, weint bitterlich:
„O Mutter, Du bist gar zu hart!"
— Mensch, kennst auch selbst Du Dich?!

* * *

Neuilly sur Seine près Paris,
18./19. Juni 1900.

Schwül liegt die Sonne heute über dem großen Paris, über der großen, großen, schönen und häßlichen Stadt, und wie einen Druck, der auf mir ruht, fühle ich es jetzt manchmal, wenn ich aus der Ruhe meines Häuschens hier mit seinem lauschigen Garten wieder hineinkomme in dieses Menschen-Gewühl, in dieses

Hasten und Jagen nach Geld und Vergnügen, nach Putz und nach Geflirr! O nein, nicht immer in diesem Paris, der Vogel muß Freiheit haben, soll er aus vollem Herzen singen, für Jeden ist Paris nicht geschaffen, für immer auch nicht für mich. Schön ist es, hier leben zu können, um zu beobachten, das Leben in seinem Schönsten und seinem Häßlichsten hier kennen zu lernen — o die Gegensätze sind überall so große —, zu beobachten und erkennen zu lernen, auch erkennen zu lernen, daß ein wirklicher Deutscher mit freiem, natürlichem Empfinden auf die Dauer hier nie sich völlig wohl fühlen kann. Hat er sein Heim hier, seine Familie, dort wird er Erholung haben, aber in Paris wird er unter dem Volke in einer gewissen Weise immer fremd stehen. Männer, welche ihre großen Geschäfte hier haben, Ärzte, denen die kranke französische Welt der Patienten-Kreis ist, Schriftsteller, die mitten im Leben stehen, um Alles kennen zu lernen, alle diese Deutschen, sie sehnen sich schließlich doch heraus aus dem schönen Paris, sie sind nicht wirklich zu Hause. Die Deutsche Eiche gehört in den Deutschen Wald. Mir geht es so, ich strebe jetzt hinaus in die Welt, sie ist so schön und so groß, wer weiß, wo einst mein Heim ich haben werde, zuletzt doch im Deutschen Wald. Und so denken und wünschen viele Deutsche im Auslande, so denken und fühlen viele Menschen, welche ihrer Heimat, ihrem Volke fern sind, und es ist etwas Herrliches und Gesundes um die Heimats-Liebe. Je mehr ein Volk sie besitzt, desto gesunder und reiner wird es sich erhalten, die Rasse wird weit reiner bleiben.

Der Menschen-Geist umspannt jetzt scheinbar Alles, man glaubt es so. Und den Erd-Ball umspannt der Mensch mit den Schienensträngen der Eisenbahn, die entferntesten Länder, welche der Ocean trennt, sie sind durch regelmäßige Schiffahrts-Linien verbunden, es giebt fast keine Entfernungen auf dem Erdball mehr, überall hin gelangt der Mensch und Alles macht er sich zu Eigen. Die Völker-Vermischung ist scheinbar im besten Gange, und doch wird sie sich schnell selbst begrenzen, wenn den Menschen das Schädliche und Unnatürliche in der Übertreibung derselben zum Bewußtsein kommt, es ist immer das alte Gesetz, die Gegensätze berühren sich. Mit Windes-Eile durchsausen wir die Länder, durchfurchen die Meere in einigen Tagen, und man baut wieder Segelschiffe, um auf denselben die im Hasten der Welt Erkrankten gesund zu fahren. Das Leben ist unbarmherzig, wir müssen ihm folgen; wer nicht mit will, den wirft es bei Seite, der ist ihm verloren. Und es ist gut so, wir sollen Welt-Menschen sein, welche im Leben stehen. Aber nicht gut ist es und ein Fluch den Menschen, wenn sie nur im Leben stehen und nur so Welt-Menschen sind, sie vergessen die Natur.

Der Welt-Mensch kennt sich selbst und soll sich kennen, nicht nur die Welt und das Leben, nein sich, und kenne ich mich, so stehe ich über Vielem. Und lernt der Mensch erst immer sich kennen, seinen Körper, dessen Bau und Eigenheiten, über seinen Geist, dessen Anlagen und seine Fehler, ist er sich dann bald klar. Die Natur meint es in Allem mit dem Menschen so gut, er soll sie nur beherrschen, sie verstehen lernen und

ihr folgen, er wird ihr dankbar sein für Alles, sie ist so klug und gut. Schon in dem Bau des Kopfes, in der Form und den Furchen der Hand, in der Gestalt der Finger, der Gestalt der Glieder des ganzen Körpers, in Allem drückt sich das Wesen des Menschen aus, in seinen Körper-Bewegungen, in seinem Gange, in seiner ganzen Person. Lernte der Mensch diese Eigenheiten mit ihren Bedeutungen erst kennen, es würde Vieles anders. Es klingt das Alles unnatürlich und fremd, weil wir eben die Natur nicht genug kennen, das Natürliche wird uns Unnatur!

Es ist keine Spielerei und kein Zeitvertreib, wenn man aus den Linien der Hand die Anlagen des Menschen erkennen will, es liegt eine feine Beobachtung darin. Beschäftigen Sie Sich einmal ernstlich mit dieser Handlese-Kunst, Sie werden bald einen Blick dafür bekommen, und wenn Sie einem Menschen sein Wesen darnach sagen, er wird sich wundern und es erst belachen, er wird aber lachen, weil Sie meistens den Nagel auf den Kopf treffen. Mir ging es auch einst so! Der Mann, welcher aus meiner Hand, aus meiner ganzen Figur las — er war ein Welt-Mann —, kannte mich noch keine zwei Stunden lang, und er hat mir verblüffende Wahrheiten gesagt, nicht immer Gutes, aber wahr. Ich habe mich immer zu beobachten gesucht und kannte auch manchen Fehler, er nannte sie mir sofort. Er nannte mir auch meine guten Seiten — ich bin ehrlich oder suche es zu sein, und daher so ehrlich, auch zu wissen und zu sagen, daß ich auch gute Seiten habe —, Alles stimmte. Jetzt habe ich darin mir auch Manches angeeignet, und es ist eine

Freude, wie ich wieder andere verblüffe. Lernte man sich auf diese Weise erst mehr beobachten und kennen, Vieles würde gut, und lernte man erst auf diese Weise auch die Kinder beobachten und ihre Anlagen erkennen, was für unnützes Lernen und Quälen würde man der Jugend ersparen. Wie muß solch ein junger Geist sich entfalten können, kommt er gleich in seine rechte Bahn?!

Sitten und Sagen haben alle einen tiefen Grund, es liegt immer Etwas dahinter. Meinen Sie denn, daß die Wahrsagerei der alten Zigeuner=Mutter und der Humbug, zu dem die Sache schließlich ausgeartet ist, aus der Luft gegriffen seien? Diese alten Frauen verstanden sich oft sehr wohl auf diese Handlese=Kunst, sie sagten aus der Hand „wahr"; die Anlage des Menschen kann man immer auf diese Weise erkennen, sein Wesen. Und aus diesen Linien, in denen sie lasen, aus dem Gelesenen wurde dann prophezeit.

Körper und Geist stehen immer in einem engen Zusammenhang, der Körper wirkt auf den Geist ein, und der Geist auf den Körper. Wenn wir einen hoch und breit gewachsenen Mann sehen, einen wirklich gesunden Mann, wir sagen, er ist gesund an Leib und Seele. In einem solchen hohen Manne steckt dann gewöhnlich auch ein hoher Geist, der Geist kann hoch sein auch im einfachen Manne. Ein verwachsener Mensch, ein Krüppel, er wird uns gewöhnlich Mißtrauen einflößen, er hat stechende Augen und ist kein Mensch, den wir gewöhnlich lieben, nicht seiner Miß=Gestalt wegen, sein Wesen ist ein mißgestaltetes! Und je vollendeter der Mensch in seinem Innern ist, um so vollendet

schöner wird sein Glieder-Bau sich gestalten; die Glieder erhalten eine edle Rundung, welche sich auch in jeder Bewegung ausdrückt, das Eckige verschwindet ganz, die Hast entflieht und macht einer vornehmen Ruhe Platz.

Woher haben wir die herrlichen Statuen der alten Griechen, diese Menschen-Körper mit den edlen Gliedern? Doch nur aus dem hohen Geist, der diesem Volke innewohnte. Die schönsten Leiber hatten die Künstler stets vor Augen, Körper, in denen eine gesunde Seele wohnte! Pflegen wir immer Körper und Geist zusammen, wir werden Viel erreichen, die Menschen werden weit höher stehen. Lernen wir uns beobachten und erkennen, wir werden gesund sein an Leib und Seele!

Wenn wir uns beobachten, o wir können da so Viel lernen, was uns Alles noch von Außen beeinflußt, wie der Körper immer eng mit dem Geiste verbunden ist, wie es Eins ohne das Andere überhaupt nicht geben kann und giebt, nie, bis zum Jenseits, und dann?! Ja dann?! Ich weiß es nicht, kein Mensch kann es uns sagen, aber grübeln wir nicht, folgen wir nur immer der Natur und suchen wir den Himmel, wir werden ihn finden, schon hier auf Erden! Hier auf Erden, wo Körper und Geist unzertrennlich sind, wo Eins das Andere bedingt, und Eins das Andere bildet, der Geist den Körper, und der Körper den Geist.

Die Speise nährt und bildet den Körper, und oft, so oft verbildet sie ihn und — verbildet den Geist! O, unsere tägliche Nahrung, sie macht so sehr Viel aus, ja das Meiste, Alles! Wir essen und trinken was wir wollen, und wir sind — die Sklaven nicht nur dessen,

was wir tranken, sondern auch gerade im täglichen Leben von dem, was wir aßen. Der Mensch auf der Höhe der Zeit ganz zur Natur zurückgekehrt, in ihr unter Gottes Himmel lebend, so wie ihn sein Gott schuf, nur von dem, was ihm die Felder und Wälder frei bieten, wie die Natur es ihm wohl erst gebot, er ist ein göttliches Wesen von reiner Schönheit und hoher Reine!

Man kann dem Rad der Zeit nicht in die Speichen fassen, es rollt weiter, wir müssen mit, und es ist gut so, auch hier meint es die Natur, welche uns dieses „mit!" gebeut, nur gut. Aber in diesem Leben unserer Zeit und mit dem Leben unserer Zeit sollen wir doch wieder Welt-Menschen sein, die kennen, was ihnen gut ist und wissen, wann es ihnen Not thut, zur Natur zurückzukehren.

Ich bin kein Vegetarier und erwarte von Niemand, daß er ganz ein solcher werde; ein reiner Vegetarismus in unserem heutigen Leben ist für gewöhnlich ein Unding, es ist schwer und fast unmöglich, denselben dann mit allen seinen Consequenzen — eben der reinen und hohen Natur — der Gegenwart mit ihren Anforderungen im Lebens-Kampf anzupassen. Denn der Mensch wird ein ganz Anderer, er wird ein reines Natur-Kind, dem es ohne Mittel schwer sein wird, seinen Platz im Hasten und Treiben des Lebens zu behaupten. Und doch wird es diesem Menschen dann auch wieder leichter gemacht sein, er wird weit Bedürfniß-loser, er verlangt nach Reinheit und Natur nur noch; unsere vielen Anforderungen, welche wir an das Leben und an das Wohl-Behagen stellen, gehen ihm vielfach verloren, er

wird ein ganz anderer Mensch, aber ein kräftiger, reiner und hoher Mensch an Körper und Geist.

Es ist ein wahres Wort, daß die Völker-Fragen Magen-Fragen sind, und daß die sogenannte Cultur vom Magen ausgeht. Und so geht vom Magen auch die Einzel-Cultur — aber wirkliche Cultur — aus, wenn der Mensch rein nach der Natur lebt, wie sie es erst gewollt hat. So ist die Natur-Kost Seelen-Kost, sie schafft ein reines Blut, und reines Blut schafft reine Gedanken, die natürliche Kost macht leichtes Blut und leichte Gedanken. Wir verlernen alles Grübeln über die Zukunft und machen das Wort zur That, daß wir nicht an den morgigen Tag denken, der für das Seinige sorgen wird.

Und die reinen Gedanken lassen die überreizte und unnatürliche Sinnlichkeit vollkommen verschwinden, welche in ihrer heutigen Gestalt so oft, so oft etwas so Schmutziges hat, o so tief unter dem hohen Menschen steht und den Menschen so peitscht und knechtet, knechnet als ihren Sclaven, der sinnt und trachtet, sie in seiner gemeinen Weise zu erhöhen, um ihr Feuer immer wieder anzufachen, das für ihn in seiner hellen Flamme schon längst erlöschte! Die reine Sinnlichkeit, die reine sinnliche Liebe, die etwas Heiliges ist, sie bricht mit göttlichem Feuer durch, wenn ihre Zeit gekommen und reine Natur es gebeut, der heilige Gottes-Schauer der Liebe strömt über von Weib zu Mann und von Mann zu Weib!

Doch wie ist es heute so viel, so viel, und hier in Paris noch mehr, weit mehr?! Ja, kraftlose, aus-

gemergelte Menschen, die Männer, zu oft, zu oft, und die Frauen, ja, in den Jahren der Kraft von blühender Körperfülle, noch nie wohl sah ich schönere Gestalten in dieser Häufigkeit; zu Anfang staunte ich und hatte Freude an den schönen Formen, doch jetzt vermisse ich Eins: Wohl Feuer in den Augen, aber ein flackerndes Feuer, keine helle Flamme, nichts Erwärmendes und Nichts, das leuchtet! Ein Jammer-Bild, wenn man erst tiefer schaut, nicht immer, aber oft, ja leider! Da wissen sie, wie sie die Sinne reizen, auch durch die Nahrung, da kennen sie deren Bedeutung für den Körper und Geist! Je mehr scharfe und pikante Speisen man zu sich nimmt, nun, um so mehr ist man auch gereizt, das weiß man bald. Und auch dieses Alles reicht schon nicht mehr, man achtet auch die Befriedigung der sinnlichen Triebe auf natürliche Weise nicht mehr als genug, so geht man zur Unnatur. Der Mund und die Zunge, sie wurden dem Menschen zum Sprechen gegeben, und sie sagen hier bei so Vielen, so entsetzlich Vielen — Männern und Frauen — von so entsetzlicher Unnatur, ohne zu sprechen. Die Lippen und die Zunge, sie verraten es mir täglich auf der Straße. Und die Dirnen sagen es mir alle, die mich ansprechen und welche ich anspreche — ich will das Leben kennen lernen —, diese Dirnen, die hier in Paris garnicht leben könnten und bald verhungern müßten, fröhnten sie nicht mit den Männern unnatürlicher Lust. Jetzt könnten sie wohl auch so bestehen, genug Fremde sind hier. Die Ausstellung hat auch die Dirnen aus anderen Ländern hierher gezogen, aus Afrika, Amerika und Asien, alle Völker sind auch hierin vertreten und alle Racen,

schwarze und weiße! Und auch die Frau sonst hier ist zur Dirne geworden, zur gemeinsten Dirne, die mit dem Manne unnatürlicher Lust sich hingiebt. Auch Frauen aus guten Familien, in welche ich eingeführt wurde, sagten es mir. Man ist hier sehr offen, in einer freien Offenheit liegt für mich noch nicht gleich etwas Unpassendes oder gar Unanständiges. Ältere Damen und verheiratete junge Frauen sagten es mir frei: Dirnen und Lustknaben — denn das sind mir solche Männer — im Ehe-Bett! Ein Antinous stand weit höher, ein armer, edler Jüngling, dem das Herz blutete in seiner kranken Liebe zu seinem Kaiser, und auch diese furchtbare Liebes-Verirrung bei den Griechen war nicht schlimmer als hier in Paris. Ja würde man den Schleier auf einmal herunter reißen, unter welchem sich so Vieles in dem Leben verbirgt, der Menschheit würde die Scham-Röte vor sich selbst in das Gesicht steigen, denn furchtbar ist es, wie man der Unnatur fröhnt! Unreife Knaben und Mädchen sind die Sclaven schmutziger Lust und Geile, Mann und Weib geben sich zusammen unnatürlichem Fieber hin, Männern verkauft man unschuldige Knaben und Mädchen; Vater und Tochter verraten die Mutter, Mutter und Sohn den Vater. Bruder und Schwester vergessen, daß sie eines Weibes Frucht sind, Mann und Mann, Weib und Weib zusammen in schmutziger Brunst, Mensch und Tier zusammen in vergifteter Geilheit! O das ist entsetzlich, giftiger Dreck!

Alle diese Völker, welche auf der Höhe ihrer Macht so der Unnatur fröhnten, sie gingen dem Verfall ent-

gegen, es ging bergab. Wie ein ahnendes Bangen kommt es oft über mich, und oft will mir's scheinen, diese herrliche Ausstellung mit all' ihrer Pracht, der Arbeit und dem Wissen der Welt, dem Reichtum und dem Genie der Franzosen, diese herrliche Ausstellung sei der Höhe-Punkt, nun ginge es hinab, unbarmherzig — man muß in der Geschichte der Völker mit Jahrhunderten rechnen —, als ginge es hinab, unbarmherzig und unaufhaltsam, oder kehrt um: Zurück zur Natur!

All' diese Unnatur, diese Überreiztheit der Sinnen-Lust hat auch ihren Grund mit in der Lebens-Weise und dem, was der Mensch an Nahrung zu sich nimmt. Diese Sinnlichkeit schwindet in ihrer Überreiztheit bei dem natürlich lebenden Menschen vollkommen, er wird ein kerngesunder Mensch auch hierin, in tüchtiger Kraft und tiefer Liebe, auch heißer Sinnen-Lust. Doch wenn sie kommt, als ein Geschenk der Natur, dann ist sie heilig und rein.

Durch den Einfluß natürlicher Nahrung teilt sich dem Menschen ein fein ausgeprägter Instinkt mit, ein Instinkt, der uns meistens im Leben ganz verloren gegangen ist, in dieser Weise jedenfalls, wie ihn das Tier noch besitzt. Denn dieser Instinkt gehört auch dem Menschen, ein Sinn oder keiner, aber in natürlicher Beschaffenheit von bald ebenso großer Bedeutung wie unser Geruchs-Sinn, der gleichfalls so stark in Verbindung mit dem Instinkt ausgebildet wird, daß der reine Mensch die schlechten Menschen riecht. Schlechte Menschen haben ihm — einen schlechten Geruch.

Dem wirklich Reinen wohnt eine solche Kraft inne,

ein solcher Magnetismus, daß er förmlich von einem unsichtbaren Zauber-Bann umgeben ist. Eine Kraft, welche das Böse geradezu abstößt, es kann garnicht herankommen, ein wirkliches Abprallen, ein Zurückgestoßen-Werden findet statt, das Böse und der Böse fliehen geradezu vor diesem Menschen. Und die Unschuld und Reinheit wird angezogen, sie strömt ihm entgegen, so stark, daß unschuldige, reine Kinder solch Reinem entgegenlaufen, ihm, den sie noch nicht sahen. Greise, welche zur Unschuld, zur Reine des Alters einkehrten, ihm die Hände entgegenstrecken und ihn begrüßen, ihn den Fremden und Reinen, der eine solche Hoheit besitzt, daß ihn eine gemeine Dirne nie und nimmer anzublicken wagt, sie kennt ihn garnicht, nur aus Instinct meidet sie ihn. Er kann durch die Straßen des Lasters gehen, und nicht Eine wird an das Fenster klopfen und ihm zuwinken; das ist der Instinkt, der Magnetismus, seine hohe Reine, welche uns Menschen Allen gehört.

Wie ist es, spüren wir nicht alle diesen Magnetismus in abgeschwächter Form, nennen wir die Menschen nicht uns sympatisch und unsympatisch, und wie ist es, strecken wir nicht uns lieben Menschen geradezu von selbst die Hände entgegen, streben die Hände sich Liebender nicht immer wieder in einander, und halten wir mit den Händen nicht geradezu zurück, wenn wir einem uns unsympatischen Menschen gegenüberstehen, ist es nicht, als ob die Hand förmlich diese andere Hand abstößt?!

Ein förmliches Strahlen aus den Händen findet statt, und dieses Strahlen ist so stark, daß ein wirklich reiner Mensch im Dunkeln von seinem ganzen Körper

ausstrahlt. Ein wirklicher Schein, ein — Heiligen-Schein! Den Heiligen stellt der Mensch mit einem Schein dar, dem Heiligen-Schein, Christus wandelt in diesem Scheine, Er, der Hohe und Reine, und die Wunder Christi, wie sie uns auch als Wunder und als etwas Unfaßbares erscheinen, sie sind Natur, die Thaten der Reine. Der wirklich Reine steht wie ein Gott, ein Wunder, da, und er verrichtet täglich Wunder. Er wird mitten unter die wildeste Rotte gehen können, sie wird ihm ausweichen und zurückgestoßen werden, kein Tier wird ihn anfallen, der bissigste Hund wird ihn meiden, der reine Mensch ist der Freund des Tieres, das ihm dient. Jede Furcht ist ihm genommen, er kennt keine Bangigkeit und ist geschützt durch sich selbst, durch seine Reine. Der Reine kann alles in der Natur, er ist ihr Herr, welcher sie in sich schließt, wie sie ihn umgiebt.

Dieser Reine steht in enger Verbindung mit dem Tiere, dessen Fleisch wir essen, und dessen Fleisch unser ganzes Wesen beeinflußt, auch unsere Stimmung, es ist alles natürlich. Nach dem Genuß des Fleisches eines gehetzten Wildes geht der krankhafte Zustand, in welchem sich dieses Tier kurz vor seinem Tode befand, auf den Menschen über, der Mensch wird schwermütig gestimmt nach dem Genuß von gehetzten Wildes Fleisch; achten Sie einmal darauf, es schmeckt uns ausgezeichnet, wir merken diesen Einfluß gar nicht mehr, er ist aber vorhanden, achten Sie nur darauf, Sie werden Sich wundern, wie wahr es ist und auch wie natürlich. Ursprünglich ist das Getier der Erde, alles Getier wohl

nicht dazu geschaffen, daß es der Mensch zu seiner Nahrung töte, es ist ihm vielfältig Speise in den Früchten der Erde gegeben, er brauchte nicht zu hungern und wurde reichlich satt. Und auch das Getier der Erde würde nicht überhand nehmen, alles begrenzt sich von selbst, das Zu-Viel würde immer verzehrt werden von dem Gerade-Genug, wie es im Meere ist, in dieser größten Lebe-Welt!

Als Knabe gab ich meinen Hunden recht viel Fleisch, da wurden sie bissig; mich dünkt, die Welt ist heute noch weit bissiger; seht nur, wie sie die Zähne fletscht, seht die Festungen und Kanonen! Und hört nur, wie sie bellt, man schießt — Salut!

Wir Menschen sind anders geschaffen oder gewesen, ganz anders, als wir jetzt sind. Die reine Natur sind wir nicht mehr, ein Fleck aber oft in derselben. Ziehen wir einmal einen Menschen aus, der mitten im Getriebe der Großstadt steht, ziehen wir diesen Menschen einmal aus und setzen ihn so nackend, wie ihn die Natur geschaffen hat, hinein in den grünenden Wald! Was ist er da, ein bejammernswertes Geschöpf, ein Fleck in der reinen Natur, hilflos und häßlich, ohne Kraft und ohne Schöne. Wie eine Leiche sieht er aus, tot, ohne Leben in der lebenden Natur, dieser Natur, die unsere Welt.

Ich rate dem Menschen, welcher in seinem täglichen Lebens-Beruf steht, nicht, ein Obst-Esser zu werden, ja ich warne ihn davor, der Kampf um das tägliche Brod wird ihm sehr erschwert werden, was der Seele zum Vorteil gereicht, das ist dem Geld-Beutel nur zu

oft zum Schaden! Es ist auch ganz natürlich so, wenn einem solchen Menschen das Leben in seiner Umgebung erschwert wird, er ist der Natürliche in der Unnatur, allenthalben wird er anstoßen und Unverständnis finden. Es wird ihn in die Natur hinaustreiben, zu dem Natürlichen hin, und er wird sich vorkommen, wie ein gefangener Vogel, Alles wird ihn nur doppelt beengen!

Diesem Natur-Menschen wohnt eine große Liebe zum Wandern und zur Körper-Kraft inne, die Freiheit und die Kraft in ihm strebt zu dem Gleichen in der Natur, es ist auch wieder ein magnetisches Streben der sich gleichenden Kräfte und Gaben zu einander. Dieser Magnetismus ist in der ganzen Natur, in Allem so ausgeprägt und Viel gebend, er geht von Einem auf das Andere über, giebt und verteilt, er geht von der Natur auf den Menschen und das Tier über, von Tier auf Mensch, giebt und empfängt.

Was ist es anders, wenn der Mensch nackend auf jungem Pferde reitet und so eine wahre Jugend-Kraft und Jugend-Mut auf ihn übergeht und ihn verjüngt, was ist es anders als ein Magnetismus, ein Ausgleich, ein Anziehen und Übergehen der Kraft und Frische des Einen auf den Andern, wenn alte Männer, Greise, welche sich frisch erhalten wollen und es auch thatsächlich dadurch für einige Zeit werden, wenn ein Greis — und das geschieht — eine frische Bauern-Dirne erkauft — für Geld ist Alles zu haben, leider —, damit sie, ohne mit ihm Gemeinschaft zu haben, seine Bett-Gefährtin ist!? Die Dirne hat dann von ihrer Frische

verloren, der Alte aber erhebt sich am Morgen von diesem magnetischen Lager neu gestärkt und erfrischt, es ging eine Jugend-Kraft auf ihn über!

Und merken wir es nicht alle, wie wir erfrischt und fröhlich mit werden, wenn wir in einen Tanz-Saal treten, wo fröhliche, wirklich fröhliche und frische Jugend sich freut und ergötzt?! Förmlich geschwängert ist dort die Luft von Frische und Freude, und dieser Magnetismus geht auf uns über, die ganze Atmosphäre teilt sich unserem Inneren mit, wir werden frisch und froh.

Wie ist es aber zu erklären, daß so oft, so oft die Kranken aus Heil-Anstalten nur noch kränker fortgehen, kränker, als sie waren bei ihrem Kommen?! Das, was sie noch hatten an Kraft und Gesundheit, es wurde schnell und geradezu begierig aufgesogen von ihrer kranken Umgebung, welche ihnen Nichts mehr übrig ließ von dem Rest aus gesunden Tagen. Sie gaben alles hin, geradezu magnetisch ging die letzte Kraft auf die noch Schwächeren über, sie blieben nur gebend und blieben krank!

Wie ich vor dem Spiritismus warne, der eine so erschreckende Ausbreitung auch gerade bei uns jetzt in Deutschland genommen hat, so warne ich auch die Menschen im täglichen Leben vor einem vollständig vegetarischen Leben! Wie der Vegetarismus etwas Gesundes und Natürliches ist, so ist der Spiritismus etwas vollkommen Ungesundes und vollständige Unnatur. Spiritisten sind fast immer krankhafte Menschen, krankhaft beanlagt. Sie suchen ihre Befriedigung im Jenseits, in einer unnatürlichen Verbindung mit den Geistern des Jenseits, nur diese giebt ihnen Befriedigung. Ein

Cultus, der in Humbug allzu oft ausartet. Wir sollen nur das immer thun und befolgen, was das Gesunde, die Natur, uns lehrt und gestattet, alles Andere macht uns überspannt und abgespannt, nicht zu natürlichen, gesunden und zufriedenen Menschen.

Vor dem reinen Vegetarismus müssen wir uns hüten als einzelne Menschen im Getriebe der Welt, weil wir vielfach unserer Umgebung entfremdete Menschen dann sein werden. Die Welt und das Leben hat einen anderen Lauf genommen, wir können diesen Lauf nicht aufhalten, wir müssen und wollen mit. Aber wohl bietet uns der Vegetarismus ein sicheres Mittel, aus der Über-Kultur oder Un-Kultur immer wieder zur Natur zurückzukehren, uns selbst genau in Allem kennen zu lernen, unsere guten Seiten und unsere Fehler; wir lernen unsere Leidenschaft erkennen, und die entsetzliche, überreizte Sinnlichkeit unserer modernen Welt kehrt in ihre natürliche Bahn zurück, um mit wirklich heiligem Feuer zu ihrer Zeit die Menschen zu durchströmen und Leben überfließen zu lassen in göttlicher Liebe, Leben zu geben und die Welt zu befruchten.

Der reine Vegetarismus, die reine Obst- und Pflanzen-Kost ist heute dem Menschen in seiner Allgemeinheit unmöglich, der Mensch ist der Natur nicht gefolgt und ist auch nicht das geworden, was er im Grunde ist, stündlich und immer ein göttliches Wesen, er ist oft tief, tief gesunken. Wäre er ganz der Natur gefolgt, die Menschheit wäre eine andere, eine vollkommen reine, und diese Unnatur ist begründet fast nur in dem, daß der Mensch sich falsch nährt und dadurch

eben auch unnatürlich lebt. Aber wohl kann ich es Jedem raten, für eine Zeit lang sich jeder anreizenden Speise und aller reizenden Getränke zu enthalten und natürliche Nahrung zu sich zu nehmen. Erst wird er sich geschwächt fühlen, die Rückwirkung tritt immer erst ein, die Natur macht keine Sprünge, dann aber wird eine wahre Lebens-Kraft und Freude ihn überkommen, er wird ein ganz Anderer werden, wird sich erkennen und Vieles, er hat viel Nutzen davon.

Aber ich warne vor dem Immer, es ist dem Menschen im modernen Leben unmöglich und unzuträglich, er stößt sich an der Mit-Welt und seiner Umgebung, und sie sich an ihm; wir finden oft und sagen es, daß diese Menschen einen kleinen Klaps haben. Er gehorcht dann nur noch der Natur, es geht ihm auch Vieles verloren; das reine, natürliche Gefühl bleibt ihm, aber ein gewisses Kunst-Gefühl geht ihm ab, er wird unser Schönheits-Gefühl ablegen und sonst auch wenig auf die Kunst und gleichfalls auf sein Äußeres geben.

Es ist das wieder natürlich, denn alle Kunst ist dem Menschen erst in seiner anderen Lebens-Weise gekommen, sie ist daher im Grunde genommen — so hoch sie uns Allen steht, je höher, desto mehr Natur sie ist — etwas — Unnatürliches!

Durch die natürliche Lebensweise wird der Mensch der Erde, der Natur, genähert, er tritt in einen vollständigen Gegensatz zu der Lehre der Kirche, welche sich christlich nennt; aber nicht tritt er in einen Gegensatz, so will mir's scheinen, zu der christlichen Lehre, zur Lehre Christi! O, es ist entsetzlich, was oft durch Kirchen-

Lehren angerichtet wird, wie dieser hohle Buchstaben-Glaube, dieses Unverständnis hoher Lehre und hohen Wollens Unheil bringt und unglückliche, kranke Menschen erzeugt! Denn ist es nicht etwas Krankhaftes und Unnatürliches, die Erde als Hölle zu empfinden, alle irdischen Wünsche, Erden-Wollen und -Wallen als schlecht und den Himmel verschließend hinzustellen?!

Glaubt mir's, es war zur Weihnachts-Zeit. Die Nacht hatte sich auf die Harzer Berge herabgesenkt. Einsam ging ich durch den schweigenden, verschneiten Wald. Und das große Schweigen sprach zu mir, und ich antwortete. O, gezittert habe ich vor Andacht und Freude, als ich da in der heiligen Einsamkeit mein Weihnachts-Lied aus der Kinderzeit anstimmte, so andächtig und bei Gott war ich noch nie in der — Kirche.

Ja, Ihr Pharisäer und Schrift-Gelehrten, Ihr seid die Himmels-Schließer, Ihr seid es, die Ihr den Menschen den Himmel verschließt mit Euren Frömmeleien und Euren wässerigen Reden, die Ihr den Himmel verschließt, diesen weiten, herrlichen Himmel, diesen Himmel auf Erden!

O, es ist oft eine Schande, was für eine Sünde mit reiner Lehre von der Kirche aus betrieben wird. Dieses Klagen und Jammern über den Menschen und das Menschen-Leben, dieses Jammer-Thal, die Erde! Hier ist Nichts, Alles ist nur im Jenseits!

Thoren und Sünder, die Ihr seid mit Eurem Geplärre und Geklage, steht hier im Leben und schaut Euch um, werdet Welt-Menschen, lernt Euch und die Welt

kennen, helft Euch und helft Anderen, doch nicht nur mit einem Trost für das Jenseits, sondern öffnet, wenn Ihr selbst sehend seid, öffnet ihnen dann die Augen, lernt erkennen und lehrt, daß Gott uns die Erde, das Leben, geschenkt hat, damit wir Alles genießen und besitzen, daß uns Alles zu eigen ist, die ganze weite Welt! Die Schöpfung ist dem Geschöpf!

Und Ihr Menschen, liebt doch diese Erde, diese Welt, sie wird es Euch lohnen, sucht den Himmel, doch sucht ihn auch recht, sucht ihn auch auf der Erde! So hat es auch Christus gewollt! Je mehr Ihr Menschen Euch aber hinfortsehnt von der Erde, hinfort, dem Himmel zu, glaubt mir's, desto weniger habt Ihr den Himmel in Euch! Ich lasse einen Jeden auf seine Art selig werden, jeden Glauben achte ich und achte die freie Meinung. Ich achte den Büßer, wenn er zerknirscht vor seinem Gotte kniet, und ich achte den Feuer-Anbeter, wenn er der mächtigen Glut, die gen Himmel wallt, wenn er ihr seinen Glauben und sein Opfer weiht. Ich achte alle diese Menschen, denen ihr Inneres sagt „es giebt einen Gott!", aber ich verachte alle diese Menschen, welche nur sich gelten lassen und ihren Glauben! Der einzelne Glaube ist es nicht, der Alles in sich schließt, das All, das in jedem Glauben liegt, das Bewußtsein eines Großen, Gefühlten und immer dem Menschen sich wieder fühlbar-Machenden, das schließt den Glauben aller Völker in sich!

Werdet Alle auf Eure Art selig, aber, Ihr Menschen, glaubt mir eins, die Erde ist dem Menschen nicht zum Jammer-Thal bestimmt, auch hier hat der Mensch seinen

Himmel. Werdet frei und freut Euch Alle Eures freien Lebens, es giebt auch den Himmel auf Erden. Ihr Alle habt Eintritt, werdet gut und frei, sucht die Natur und bleibt natürliche Menschen, Ihr habt den Himmel auf Erden!

Und Christus, hat Er uns diesen Himmel auf Erden nicht auch gepredigt, wollte Er nicht auch, daß wir freie Menschen wären, Menschen, welche dankbar Ihm leben, die frei und freudig beten können und frei und freudig leben, zu ihrem Gott dankbar und freudig, dankbar und frei hinaufschauen, dankbar für diesen Himmel hier schon auf Erden, freudig und jubelnd ihrer erlösenden Freiheit?! Das auch wollte Christus uns bringen! Versteht Ihn, Ihr Menschen, Er brachte uns die Freiheit, auch den Himmel auf Erden!

* * *

Neuilly sur Seine près Paris,
27. Juni 1900.

Was man doch Alles an Bekanntschaften in Paris macht! Vor einigen Wochen im Deutschen Hause auf der Ausstellung ein „Dichter“, wie er selbst glaubte. Dicke Bände hat er zusammengereimt, dieser gute frühere Hamburger Fabrikbesitzer, aber erst später als Sorgenfreier Mensch, als er kein Geld für Kohlen mehr hatte, um die Dampfkessel seiner Fabrik heizen zu können, und der einst wohlhabende Kaufmann nach dem glatten Abschluß aller geschäftlichen Angelegenheiten noch so viel Geld in der Tasche hatte, um sich eine Fahrkarte in

die Welt hinaus nehmen zu können, frei und ledig aller Sorgen, nur noch dem Tage lebend, den er genoß.

Zuerst nach Italien, dem Lande der Schwärmer, denn dort gehen sie immer zuerst hin. Alles hier kennen gelernt und sich durchgeschlagen auf alle mögliche Weise, als Musik- und Sprach-Lehrer, später als Führer und Dolmetscher, auch einmal wieder als Kaufmann, und immer froh und zufrieden, ohne Sorge um die Zukunft! So Jahre lang fast durch die ganze Welt, jetzt ein würdiger Mann mit edlem Gesicht, treuen, blauen Augen und lang wallendem schon ergrauten Vollbart, immer noch wandernd und sich freuend, das Leben genießend wie es sich ihm beut, dichtend und reimend und ohne Sorgen, ob auch die Börse noch so mager ist, es reicht schon aus!

Ja, das ist auch eine große Lebens-Kunst und Weisheit, so leben zu können als armer Mann, arm und doch reicher als oft die Reichsten! Reich, ob er nun in dem Volkshause von Montmartre sein Nacht-Quartier für einige Sous hat oder mit vielen Hunderten auf den Wällen der Stadt bei der Mutter Natur die Nacht zubringt, ob er mit 40 Centimes für den Tag sein Leben fristet oder auch einmal nur für die Hälfte dieses Kapitals sich Brod kaufen kann, immer zufrieden und fröhlich, nie verbittert oder nur neidisch, er fühlt sich reich, das ist genug! Und dann immer noch so unter den Menschen erscheinen, daß man den feinen Mann in ihm erkennt, ja, das ist ein großes Kunststück! Ein Mann voll Leben und Interesse für Alles — aber kein Kaufmann —, ein Mann von sogar tiefem Wissen und

hoher Empfindung, von dichterischer Empfindung, aber kein Dichter!

Und ob auch tausende Bände seiner Lieder und Gedichte noch immer beim Verleger lagern und keinen Absatz finden, er dichtet weiter, ein anderer Verleger wird sich später schon finden! Jetzt aber wird er auch einen großen Wurf thun, bei der Vergnügungs-Hast unserer Zeit liegt es förmlich in der Luft, er wird es fassen und in Formen zwingen: „Die Kunst, sich zu vergnügen!“ Sogar ein Vermögen wird dieses Lustspiel ihm einbringen, das thun die Schlager immer. Sollten Sie einmal von Herzen lachen, wenn Sie im Theater diese Kunst gelehrt wird, dann denken Sie daran, Ihr Lehrer ist ein Mann, der die Welt und ihr Treiben kennt. Aber Eins wird er trotz seiner guten Absichten uns Alle nicht lehren können: Mit so geringen Mitteln sich so in der Welt zu vergnügen, wie er es kann; dazu gehört mehr, das ist ein Geschenk der Natur, eine Gottes-Gabe!

Doch weniger als eine Gottes-Gabe empfinde ich es, wenn dieser Pracht-Mensch nach den geistreichsten Unterhaltungen schließlich die jüngsten Kinder seiner Muse aus der Tasche zieht, „Du mußt, ob Du willst oder nicht!“ Ich bin immer höflich und höre geduldig zu, aber ich bin auch immer offen und sage, daß es wohl Reime, aber nicht immer Gedichte seien; er giebt mir Recht und birgt seine Lieblinge an seiner Brust. Ich bin sicher, er wußte es selbst und sagte sich doch: „Du bist ein Dichter, aber ein verkannter!“

Wenn schon die dichterischen Gedanken den Dichter ausmachen, dann ist dieser Welt-Wanderer ein solcher,

denn die Gedanken waren da, doch der Dichter muß mehr können, braucht nicht mehr zu sein. Das, was in der Atmosphäre seiner Umgebung oder seiner Zeit liegt, was förmlich die Gegenwart schwängert, das drängt sich ihm in reifer Zeit auf, er saugt es förmlich in sich ein, verarbeitet es in sich und bringt es in feste Gestalt. Ob häßlich oder schön, nur wahr, wirkliches Leben, Fleisch und Blut, Hohes erstrebend in hohen Gedanken, und Tiefen uns weisend, welche oft wir nicht sehen; aber immer wahr und voll Leben in schöner Form, so äußert sich der Dichter und bringt, was er bringen muß.

So etwas hat mir mein Dichter trotz seiner begeisterten Deklamationen nicht gebracht, aber etwas Anderes neulich Morgen in aller Frühe, kein Gedicht, aber einen „Dichter"; „noch hat er nichts geschrieben," meinte er vorher, „aber er hat das Zeug dazu!"

Ob dieser Mann das Zeug dazu hat, weiß ich nicht, vorläufig hatte dieser zweite Vertreter aus dem Volkshause von Montmartre kein heiles Stück Zeug zum Anziehen, das war für den Augenblick wichtiger. Nichts mehr ganz, Alles fadenscheinig und zerschlissen, Allem kann man noch ansehen, daß es einstmals gut war, von einem teueren Schneider; jetzt wird es in der brennenden Juni-Sonne noch durch einen dicken, etwas anständigeren Mantel verdeckt. Die schon seit längerer Zeit nicht mehr rasierten Backen eingefallen und die Hände auffallend abgemagert, der Mann hat schon oft Hunger gelitten. Ein eigenartiges Kleeblatt am Kaffee-Tisch an jenem Morgen unter der Grotte im grünenden Garten, die Wirtin machte ein ganz verdutztes Gesicht.

Ein interessanter Mann, dieser Ostpreuße aus dem Arbeiter-Stande, ein klarer Kopf, offene Augen, die Alles sehen, und eine Wißbegierde, welche ihn nach Allem fragen läßt. Er ist Sozial-Demokrat, ein vernünftiger. Vor zwei Jahren ist er von Hamburg aus nach Paris gekommen, er wollte weiter lernen und die Welt kennen. Mit einem französischen Professor hat er zu Fuß ganz Italien durchwandert und hat jetzt einen kümmerlichen Verdienst bei einem Pariser Arzt, dem er Deutsche Stunden giebt. Vier Francs in der Woche, das ist jetzt schon viel, und davon lebt er, o was giebt es für Armut hier an der Seite des raffiniertesten Luxus!

Den Mann hat es nicht in seinem engen Kreise gelitten, sein Geist mußte mehr haben als nur die Schaufel-Arbeit seiner Hände. Wie ein Kind sich auf die Ferien freut, so hat er den Abend täglich herbeigesehnt, um dann im Bildungs-Verein den hungrigen Geist nähren zu können, für die Deutsche Litteratur ist ihm hier Verständnis aufgegangen. Erst hat er Stenographie gelernt und dann sich mit Lehren derselben sein Geld verdient, so immer weiter, es wurde ihm zu eng in seinen Kreisen, man verstand ihn nicht mehr!

Der Mann verwechselt mir und mich, aber seinen Goethe versteht er besser als vielleicht mancher, der dicke Kommentare dazu schreibt.

Das französische Volk und die Sprache kennt er nun, aber um weiter zu gehen nach England, um dort auch die Verhältnisse kennen zu lernen, dazu fehlt es an dem Nötigsten, dem Gelde! Das leidige Geld, am schwersten ist es zu verdienen, wenn man nichts hat, nichts zu essen

und nichts, um sich zu kleiden; von einem zerlumpten Manne will die Welt meistens nichts wissen. Ich verlange hier in Paris von Niemand einen Sou und finde nichts zur Zeit, wie schwer erst ist es für einen solchen Mann aus dem Auslande, der mit den schlimmsten Brod-Sorgen des Lebens zu kämpfen hat!

Als ich ihm sagte, daß ich gehört habe, er solle auch schreiben, sagte er: „Nein, dazu habe ich nicht den Mut, es gehört wohl immer eine gewisse Dreistigkeit dazu, an die Öffentlichkeit zu treten; die habe ich nicht, wohl könnte ich Manches jetzt sagen!“

„Warum nicht sagen, was man empfindet, wenn es aus ernstem und wahrem Herzen kommt?“

„Ja, das thut es, bei Gott! Was ich sage, es ist ehrlich gemeint. Ich lebe, wie man wohl sagt, in der bittersten Armut, ich bin ein Verfechter des sozialdemokratischen Gedankens, doch ich bin zufrieden und grolle Niemandem, es ist Alles mir so wohl erklärlich auf der Welt, wir sind alle Egoisten, der Eine mehr, der Andere weniger. Ich möchte den Menschen aus reinem Verständnis wohl Manches sagen, doch eine Scheu hält mich zurück: Ich bin kein gebildeter Mann, bin ohne Schulbildung und feste Grundlage, die Kinderstube macht sich immer bemerkbar, nie kann der Mensch sie verleugnen, im ganzen Leben nicht!

Sehen Sie die bedeutendsten Männer in der sozialdemokratischen Fraktion des Reichstages. Bebel ist ein bedeutender Mann für seine Sache, von bewunderungswertem Wissen und Überblick, aber die Kinderstube wird immer wieder sich merken lassen. von Vollmar, der

nicht ein Bebel für seine Partei ist und doch Viel ausmacht, was er auch thut und sagt, immer ist er der Aristokrat! O die Kinderstube, sie macht Viel im Leben aus! Sehen Sie, so fühle ich auch, wie mir meine Erziehung immer anhaften wird, ich lerne, wo ich lernen kann, nehme in mir auf und verarbeite es in meinem Innern, vielleicht trägt es einst Früchte!"

Wir waren so im Gespräch hinausgegangen an die Ufer der Seine vor dem Häuschen, und während wir noch sprachen und der biedere Ostpreuße sich über seinen dicken Mantel lustig machte, der die Sonnenstrahlen nicht durchließ, kam ein Hausierer auf uns zu, um uns von seinen Strümpfen, Hosenträgern und Gürteln zu verkaufen.

Der „Dichter" und der Ostpreuße, Strümpfe besaßen sie Beide schon lange nicht mehr, das war lästiger Ballast, doch dem armen Russen konnte damit geholfen werden. Ich habe einen guten und weitblickenden Vater, der seinen Sohn die Welt und das Leben kennen lernen läßt und mich solcher Sorgen enthebt, der „Dichter" hatte Wenig und doch Viel, der Ostpreuße garnichts, nur einen verdeckenden Mantel, der Russe aber noch weniger, den Ballast seiner Ware, welche er mit sich herumschleppte.

Seit 7 Uhr Morgens war er unterwegs, hier hatte er um 12 Uhr Mittags das erste verkauft. „Geh' hin und wirf den Krempel in die Seine, leg' Dich in das Gras des Ufers und träume Dich in Nirwana!" sagte ihm der Ostpreuße, „so thust Du besser!"

„Und was soll aus meiner Frau werden, die jetzt im Krankenhause in Paris darnieder liegt, was aus

meinen beiden Kindern, welche jetzt oben in Montmartre im Hofe des Armenhauses im Schmutz mit den Kindern der Hefe von Paris spielen?! O ja, Ihr Herren, ich habe es mich nicht träumen lassen noch vor wenigen Jahren, daß ich hier in Paris mit dem Bettelsack unter dem Arm durch die Straßen ziehen würde, ich, der ich mein ruhiges Geschäft in Kiew hatte, keine Sorgen und eine muntere Frau, zwei kleine Buben und das Haus voll Glück! Da kam der Umschlag, die Geschäfte gingen schlecht, ich gab sie auf, und mit dem Wenigen, das uns noch blieb, zogen wir nach Paris, denn uns Russen war man hier wohl. Nur noch schlimmer ging es uns hier, das Letzte zugesetzt, meine Frau leidend und die Kinder hungrig, o ich hatte es nimmer gedacht! Arbeit giebt es nicht, was nützt es, daß meine Frau und ich russisch, englisch, Deutsch und französisch sprechen?; garnichts, wir werden nicht satt davon! O es ist schwer hier, schwer, schwer!"

Ehrliche Thränen standen dem Manne in den Augen, sie waren nicht erheuchelt, das wußten wir Alle.

„Adjes, adjes!" sagt er noch und wendet sein Gesicht ab, um seine Thränen nicht zu zeigen, „adjes, ich muß weiter und verkaufen, wir haben Hunger! Adjes und haben Sie Dank!"

Als er uns noch die Hände drückt, sagt ihm der „Dichter": „Bleiben Sie mutig und verlieren Sie Ihren Glauben nicht, er giebt Ihnen Viel!" Und als er sich noch einmal zu uns wendet und traurig nickt, ruft ihm der Ärmste von uns, der Ostpreuße, zu: „Verliere nicht den Glauben an die Menschen, das giebt Dir sehr Viel!"

* * *

Neuilly sur Seine près Paris,
30. Juni 1900.

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" steht über dem Eingang der „Morgue" geschrieben. Die Toten, welche hier eingingen, haben nun ausgekämpft, die Gegensätze sind ausgeglichen, sie gingen zur Gleichheit ein.

Oder Ihr Toten, währen sie fort, diese Gegensätze des Erden-Lebens, auch weiter im anderen Leben, von dem wir Nichts wissen und nur vermuten, vage Vermutungen?! Man sagt und glaubt es, auch hier soll noch keine Gleichheit herrschen, wie wird es sein? Welch' Vermessen dann der Menschen, hier auf Erden diese Gleichheit zu predigen, die Freiheit und Brüderlichkeit! Und doch sehne ich sie herbei und glaube daran, an Lebens-Gleichheit schon, sucht nur den Himmel schon auf Erden, Ihr Menschen, grübelt nicht und habt Euren Gott in Eurem Herzen, dankt Ihm für die Erde und Euer Leben, werdet frei und geht zur Gleichheit ein!

Ihr Vier, die Ihr hier liegt, zur Toten-Schau, Ihr seht alle so friedlich aus, als gäbe es für Euch in Eurem Toten-Reich keine Gegensätze mehr, ob arm ob reich, gebildet oder ungebildet, Ihr liegt hier brüderlich bei einander. Lebt Ihr weiter, und dann auch so ohne Unterschied, was Ihr auch waret und thatet hier auf Erden, oder empfangt Ihr Gutes und Böses, wurde gerichtet? Oder lebt Ihr nicht mehr, seid Ihr für immer tot, tot auch im Tode?!

Man weiß nicht, wer Ihr seid, Eure Freunde, wenn Ihr deren hattet, Eure Verwandten wissen Nichts

von Euch, vielleicht wollen sie Nichts von Euch wissen, und Eure Mörder auch nicht. Zwei von Euch mordete das Leben, Ihr selbst waret Eure Richter und Henker, zwei mordeten die Menschen, auch das Leben, die Not, der Neid, die Schlechtigkeit oder die Lust.

Alle habt Ihr gekämpft, wie war der Tod, schmerzlich oder voll Lust? Merktet Ihr vor dem letzten Herzschlag noch irdische Schmerzen oder fühltet Ihr wonnige Lust — man will es jetzt wissen, daß der Tod nicht bitter sei, ein schöner Abschluß in Himmelslust — ein Rest vom Himmel auf Erden —?

Sagt, wißt Ihr noch Etwas von alle Dem, oder seid Ihr entrückt, Allen, den Lebenden und den Toten?

Aufgedunsenen Leibes zog man Euch aus der Seine heraus, entstellt und vollgepumpt mit Wasser, die Ohren angenagt von den Fischen, die Schläfe eingetrieben durch einen Hammerschlag, Einer eine Kugel im Kopfe. Und Du armer Kerl, der Arm aufgeplatzt von den Geschwüren der Syphilis, das Mundfleisch vereitert, was mußt Du gelitten haben, Du hast teuer bezahlt im Leben! Alle waret Ihr Klumpen von Fleisch zum Entsetzen, dann kamen sachkundige Hände mit Schere und Messer, das Wasser floß ab, und nun seht Ihr so friedlich aus, als ob Ihr schliefet und träumtet, der Erden-Sorgen enthoben.

Man hat Euch hinter der Glas-Wand aufgebahrt mit dem, was Ihr noch hattet, Ihr habt kühle und trockene Luft, man sorgt für Alles, Ihr könnt lange so liegen und schlafen. Und Ihr werdet weiter lächeln, auch wenn ein alter Vater vor der Barrière erscheint

und zitternd dann sich an der Wand entlang schleppt bis zum Bureau: „Nr. 489 ist . . . ist mein . . . einziger . . . Sohn!“ Deine Glieder sind abgeschwollen, Du armer Kerl, Dein geplatzter Arm schmerzt nun wohl nicht mehr und das Sprechen wird Dir nun nicht mehr schwer, kannst ja jetzt Niemand mehr sagen, was Du leidest, hast ausgelitten! Und ob Dein Vater Dich nun auch beweint, Du lächelst ruhig weiter; jetzt bringt er Dich ja aus dem furchtbaren Paris hinaus, Du kommst auf's Land, an die Seite Deiner Mutter, oben über Deinem Heimats-Dorf unter den alten Weiden-Baum, o, da ist es so friedlich, läch'le nur weiter!

Und auch Du wirst weiter lächeln, Du Mann in dem guten Anzug. Du kamest Nachts wohl durch eine der bösen Gassen, man schlug Dir die Schläfe ein, raubte Dich aus, man ließ Dir nichts, kein Erkennungs-Zeichen am Kleiderhaken oder im Taschentuch; dann warf man Dich in die Seine — plumbs, Niemand weiß davon. Und Deine Frau wird warten, wie schon so manche Nacht, schon längst gehörtest Du ihr nicht mehr, sie kannte Deine Maitresse. Aber auch am anderen Mittag bist Du von der Geschäfts-Reise noch nicht zurück, Deine kleine Tochter freut sich vergebens auf Deine Rückkehr, Du wirst ihr keine Bonbons mehr mitbringen. Du wirst weiter lächeln, wenn die Mutter Deines Kindes hierherkommt und mit einem Schrei der Verzweiflung vor der Glaswand zusammenbricht, und Du wirst dann auch nachher noch lächeln, wenn Deine Maitresse an Deine Toten-Bahre kommt, welche Dir die Gattin in Eurem einst glücklichen Heim errichtete,

und an welche die Mutter Deines Kindes die Frau führt, welche ihr alles Glück nahm.

Freust Dich über die Tiefe des Frauen-Gemütes? O, eine Frau liebt tief, wenn sie liebt, sie kann in ihrer Liebe hassen bis zum Mord und kann noch mehr, verzeihen und lieben, selbst der verzeihen und die lieben, welche ihr Deine Liebe nahm! Freust Dich über diese Freundschaft, welche Du hier weihst, lächelst Du deshalb so ruhig?!

Hast auch Deinen Frieden gefunden, Nr. 443, lächelst auch glücklich im Tode? Oder lachst Du sie aus, die Dich hier aufbahrten, um zu erfahren, wer Du bist, oder die, welche Dich hier anschauen und nicht wissen, was Du warst. Ja Du lachst wohl, weil sie Alle sich vergeblich mühen; Dich alten Mann wird hier Niemand erkennen, Du bleibst verschollen, hast nun Ruhe und Frieden. Siehst Du, die vierzig Kameraden, welche Dich hier in Deiner Toten-Kammer schon besuchten, sie haben meistens schon ihr Loch in der Erde gefunden, beeile Dich nun, Du bist Nr. 443, und heute Morgen machte man schon Nr. 490 zurecht, zu Mittag wirst Du noch einen neuen Gast begrüßen können. Nicht immer kannst Du hier bleiben, so lange hälst Du Dich nicht!

Oder soll man Dich gleich fortfahren, hat es keinen Zweck mehr, Bekannte hast Du hier wohl nicht, die nach Dir fragen? Vielleicht bist Du hinten aus Rußland, bist ein vertriebener alter Jude, der allein hierher kam. Keiner kennt Dich, Deine Sippe ist in anderen Landen, Du sahst sie schon lange nicht mehr, sie dachte

schon längst, Du wärest tot; nun hast Du Ruhe, hast keinen Hunger mehr und bist nicht mehr einsam, bist ja ein Toter! Läch'le nur weiter, heute Nachmittag legt man Dich in einem schwarzen Sarg, dann kommst Du in die Erde, man scharrt Dich ein, und über Deinem Grabe steht dann auch ein Kreuz, darauf aber steht geschrieben: Nr. 443.

Es wird aber auch Zeit, daß Du nun Anderen Platz machst, drinnen warten schon Viele wieder, die hier hineinwollen. Siehst Du, auch junges Leben will hinein, im Tode ist es gleich, ob alt ob jung, Du Alter mußt Platz machen. Siehst Du, an Deinen Platz kommt dann ein junges Weib in der Blüte ihrer Schöne, da werden sich dann noch mehr Menschen vor dem großen Fenster drängen, da werden noch mehr Droschken und Automobile vorfahren als heute, Du Alter ziehst die Menschen nicht mehr an.

Aber Du, Du junges Weib, sieh, wie schön Du noch bist im Tode! Bist nicht so friedlich wie Deine Brüder, von denen ich eben komme. Ein trauriger Zug geht um Deinen Mund, hast gute Züge, die der Gram noch veredelt. Und Du hast einen schönen Leib! Dein blühender Körper, Dein schwellender Busen, den das aufgelöste Haar fast bedeckt, o, Deine heiße Jugend-Kraft, die noch in Deinem Tode spricht, o, sie wird Dir so viel Bewunderer hier bringen, vielleicht noch mehr, als Du im Leben hattest!

Ja, Dein schöner Leib und Dein heißes Blut haben Dich wohl hierher gebracht, Dich des Morgens, als der Tag graute und Dein Geliebter Dich verließ, auch bald

das Lager Eurer Lust verlassen lassen, haben Dich hineingestürzt in die schweigenden Fluten?! Er wollte wohl nur Deinen Leib, wie schon so Mancher, und Du liebtest ihn wirklich, diesen jungen Mann, der Dich bezahlen wollte für die Nacht und nicht blieb, trotz Deiner Bitten, Küsse und Thränen, welche ihm sagten, daß Du ihn wirklich liebtest, Du ihn liebtest, Du, die Du täglich Deine Liebe verkauftest?! Da hat er gelacht und das Geld auf den Tisch gelegt, ist dann gegangen, um vielleicht heute Abend wieder an Deiner Thür zu schellen?! Du aber hast in Deiner Liebe gefühlt, was Du warst, hast gesehen, was Du hingabest und hast verzweifelt! So bist Du im Morgen-Grauen aufgesprngen und hinausgelaufen, Niemand hat Dich bemerkt, und die Wasser trugen Dich fort. O, Dein Leben war noch nicht verpfuscht, Du warest mehr wert!

Nun werden auch Männer hier vorfahren, welche Dich kennen, die in Deinen Armen ruhten, die Deinen Leib für Nächte kauften und ihn mit Küssen bedeckten. Nun werden sie Dich hier sehen und noch Einmal ihre Lust am Anblick Deines Körpers haben; dann werden sie wieder in ihren Wagen steigen ohne sich verraten zu haben, sie kennen Dich nicht. Sie vergessen Dich so bald, es giebt so viel junges Fleisch hier, Du hast noch hundertundzwanzig Tausend Gefährtinnen, die ihre Liebe verkaufen in Paris, da hat es keine Not!

Dein Geliebter wird es dann von Einem seiner Bekannten hören und wird wohl auch noch einmal kommen; er meldet Deinen Namen und Deine Wohnung vielleicht auf dem Bureau an, dann geht auch er weiter in das

Leben hinein, Deine traurigen Züge und Deinen schönen Leib wird er bald vergessen, er hat ja Auswahl!

Du hast edle Gesichts-Züge, hattest heißes Blut, kein Geld; und dann lebtest Du so Jahre ohne Sorgen um Dein täglich Brot, gabest vielleicht noch Anderen ab, wärest Du Mutter geworden, Du hättest Deine Kinder wohl nicht in die Seine gestürzt?!

O, was für Opfer des Lebens verschlingt dieser Fluß hier jährlich! Ein mächtiges Ungeheuer, das den Menschen Arbeit leistet und dann zum Lohn hineingreift in dieses Häuser-Meer von Paris, um aus den Millionen seinen Tribut zu holen!

Ihr beiden Kleinen, wohl Bruder und Schwester, jetzt liegt Ihr so friedlich bei einander, und wie mögt Ihr Euch erst aneinander gekrallt haben, als das Wasser über Euch zusammenschlug. Da wolltet Ihr wohl mit Euren dünnen Stimmchen schreien, es ging nicht, das Wasser nahm Euch schnell den Atem, und dann schliefet Ihr schnell ein, sahet nicht das Spiel der Fische um Euch herum und merktet nicht mehr, als man Euch aus dem Wasser herauszog, zusammengebunden, Bruder und Schwester.

War die Sorge größer als die Mutter-Liebe, war sie so groß?! Oder waret Ihr Eurer Mutter ein Schimpf in den Augen der Welt, ein Ballast, den das Leben in der Gesellschaft nicht trägt, oder was Ihr auch waret, unschuldige Geschöpfe, das Weib, das Euch gebar, war keine Mutter. Ihr habt nur kurz gelitten, wohl Euch, Ihr hättet länger gelitten. Eine Kindheit hättet Ihr gehabt ohne die Liebe der Mutter, nur mit ihrem

Haß, jetzt ist Euch wohl! Ob Eurer Mörderin nicht eine Ahnung von Liebe kommen würde, sähe sie Euch hier liegen, wie man Euch eben photographierte? In dem großen Schaukasten wird dann an der Wand auch dieses Bild hängen, müßte sie nicht erbleichen?!

Neben Euch beiden Kleinen wird dann auch eine alte Frau aufgebahrt werden, der Photograph hat eben gerade geknipst; zurecht gemacht hat man das Mütterchen schon. Sie ist so schrumpelig und alt, die Backen-Knochen stehen weit vor, nur Haut und Knochen. Die Alte ist Hungers gestorben, auf der Straße, während die Droschken an ihr vorüberfuhren und Frauen in kostbaren Roben an ihr vorüberrauschten.

Mütterchen, wie mag Dir die Brust gebrannt haben bei dem leeren Magen! Bist oft wohl des Abends so hungrig eingeschlafen wie Du am Morgen aufwachtest, irgendwo in einer Spelunke? Und hast dann einmal wieder ein Stück Brot bekommen, bekamest wieder Lebens-Mut und verzweifeltest nicht. Warest zu schüchtern, um Etwas zu fordern, man hätte für Dich gesorgt, es giebt hier ja doch Anstalten, welche lindern, wußtest Du es nicht oder fürchtetest Du Dich? Was hast Du wohl alles gedacht, wenn Du hungrig an den reichen Restaurants Dich vorbeischlepptest, nur ein Stück Brot und Du wärest wohl in der Kälte da Draußen schon zufrieden gewesen?! Hast Du gegrollt mit dem Schicksal und den Menschen? Hast vor Hunger und Zorn wohl oft die Thränen in den Augen gehabt? Hat es Dir nicht dabei manchmal wie Feuer in der Kehle gebrannt, ein Würgen vor Erbitterung und Schmerz?!

Oder hast Du Garnichts mehr gedacht und gefühlt? Hast dann wohl auch garnicht mehr Deinen schneidenden Hunger gespürt, hast Dich an ihn gewöhnt?!

Nun siehst Du so gramvoll aus, grollst Du uns Allen und bist Du noch hungrig? Laß sein, Du bist nun tot, da giebt es keinen Hunger. Hast Du es nicht gelesen, als Du hier hineinkamst?:

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

* * *

Neuilly sur Seine près Paris,
1. Juli 1900.

Mein armer Ostpreuße ist ein guter Führer; zwei Jahre lang hat er sich hier herumgetrieben und sich durchgeschlagen, er kennt Paris wie seine Westen-Tasche. Am besten aber kennt er hier die Armut und das Elend, er hat es durchkostet und lebt noch mitten drin. Ich kenne dieses Elend jetzt auch, nicht so wie er, nur vom Ansehen.

Aber schon genug des Jammers inmitten des Reichtums zeigt Einem ein solcher Tag, welchen man als Armer in den Quartieren von Batignolles und Montmartre zubringt, genug zeigt eine solche Nacht!

So schlecht und abgerissen zurecht gemacht, wie es nur irgend möglich war — und doch immer noch viel zu anständig für dieses Milieu — ging ich denn am Mittag los, nur einige Sous in der Tasche für die Straßen-Bahn, sonst Nichts, wir wollen heute auch fechten gehen. Ich kann es nicht, aber mein Begleiter, er hat schon oft

erhalten, die Gewohnheit läßt in ihm nicht mehr das Sträuben gegen die Annahme einer Gabe aufkommen und der — Hunger. So warte ich denn draußen vor dem Deutschen Hülfs-Verein; er kennt die Sache schon und kommt bald an. Hunderte von Landsleuten harren hier oft und hoffen, daß ihnen einige Francs zukommen werden; sonst werden sie wohl die Nacht draußen schlafen oder in eins der Asyle für Obdachlose gehen müssen. Hungrig werden sie auch sein, trotz ihres oft eleganten Anzuges. Alte Herren, Arbeiter, junge Männer aus verschiedenen Ständen, eine junge Frau mit ihrem Kinde auf dem Arm, alle sind beim Letzten angekommen, und ihre Hilfs-Quellen sind versiegt. Arbeit giebt es nicht, vielleicht giebt es hier guten Rat dafür, und das Notwendigste gegen den Hunger dazu?!

Schließlich hat denn auch mein Leidens-Gefährte einen Franc erhalten, es soll nur ein Vorschuß sein, morgen kommt er auch mit Zinsen an die Kasse zurück.

„Nun, davon können wir heute leben wie die Könige, ein Franc, o da werden wir ja zweimal satt!“ meint der Hungrige vergnügt, „es ist nicht allzuweit, oben im Juden-Viertel sind gute Speise-Anstalten, es ist reinlich, und der Gang kostet zehn Centimes!“

Und wirklich, für zwanzig Centimes bin ich in dieser Anstalt übersatt geworden und habe mit Appetit gegessen! Jüdische Gesellschaften haben diese Volks-Küchen in den ärmsten Straßen eingerichtet, kleine Säle ohne jeden Schmuck, Alles sauber gescheuert, eine praktische Küche, das ist Alles. Der alte Verwalter führt ein strenges Regiment, Alles klappt, so werden Tausende

hier täglich satt. Und auffallend ist es, am wenigsten sind Juden meine Tischgenossen, alle Völker der Erde sind fast vertreten, aber Juden sind nur Wenige da, um von der Wohlthat zu genießen, welche ihnen und uns Armen Allen ihre reichen Glaubens-Brüder hier zu Teil werden lassen.

Das Haus Rotschild kaufte hier ganze Straßen auf für die aus Rußland vertriebenen Juden. Der Juden-Schacher ist mir ein Greuel, aber die Solidarität des jüdischen Volkes hat mir noch immer gefallen. Unter Jude und Jude muß man einen großen Unterschied machen, gerade wie unter Christ und Christ, Mensch und Mensch. Wenn man in das Handelsleben hineinschaut, o, da ist es erschreckend, was für ein Kapital — eine Macht — der Jude in der Hand hat, doch deshalb ihn im Ganzen gleich verdammen?, das ist nur Neid und Dummheit! Für die gute Suppe und das große Stück Fleisch bin ich dieser jüdischen Tisch-Gesellschaft nur zu Dank verpflichtet, mag sein, daß sie es anderweitig zehnmal wieder von uns sich bezahlen lassen, aber hier ist es der gute Wille und die That, das ist gut.

Und fällt denn dieses Wesen des Juden, dieses oft geradezu schauderhafte, hochfahrende und dann wieder kriechende Wesen nicht auf die Menschheit zurück?! Ja, wahrhaftig, was hat die Menschheit dieses einst so ruhige, Ackerbau-treibende Volk erleiden lassen! Wie hat man dieses Volk gepeinigt und nur gepeinigt, vertrieben ohne Grund, und dann die Schwachen wieder gepeinigt, dort, wo sie sich hinflüchteten.

Wird ein Hund durch ewiges Gepeitsche nicht verhauen?! Ist er nicht bald kriechend und winselnd, und kläfft und beißt er nicht dort, wo er sich sicher weiß?! Ja, Du Menschheit, Du hast dieses Volk so verschlagen, man muß sich wundern, daß es noch so manche bedeutende Persönlichkeit erzeugt. Du Menschheit hast da gerade geschlagen, da gerade mit einer dicken Knoten-Peitsche, wo Du dann vorgabest, Christentum zu verbreiten! Wahrhaftig, eine edle Weise, so Liebe zu predigen. Ja, Du falscher Wahn, Du falscher Kirchen-Wahn, soweit hast Du die Völker geblendet, und das hast Du aus einem einst edlen Stamme gemacht!

Durch Weiter-Schlagen wird der Hund nicht besser!

Mit einer wahren Freude führt mich dann nach unserem Diner mein Landsmann durch die Juden-Straßen und die Gassen der Armut — o Du meine Güte, diese erstickende Luft, diese verwahrlosten Kinder im Schmutz der Gassen! — zum Volks-Hause.

„Ja, das haben wir aus unserer Armut gestiftet, hier erholt sich das Volk, das ärmste Volk, am Abend an der Litteratur. Hier lassen wir uns von Partei-Genossen Vorträge über wissenschaftliche Fragen in leicht-faßlicher Form halten, dieses ist ein Werk der Armut!“

Ja, arm genug sieht es in dieser Scheune aus. Die Wände zerkritzelt, die Balken verräuchert, der Himmel sieht durch das Dach, auf der wackeligen Bühne sind die Lampen verbogen, und in dem ganzen Raum, der mit roten Fahnen und Lappen ausstaffiert ist, herrscht ein Kloaken-Geruch, daß man hinausläuft, wieder auf

die schmutzige Sack=Gasse vor dieser Dreck=Bude. Und hier erholt sich nun am Abend nach des Tages Hetze das abgespannte Volk, um den Geist zu erfrischen oder auch, um aus unverstandenen und unverdauten Reden das Gift des Hasses einzusaugen gegen Alles das, was genießt und besser lebt.

Diese Kasernen gleich nebenan, Häuser zu sechs und mehr Stockwerken, in jedem Zimmer womöglich eine Familie. Von wirklicher Luft ist hier Garnichts zu spüren, ein Stick=Dunst schon auf der Treppe, Schmutz, alles Schmutz, ein Halbdunkel auf den Korridoren, und erst die Zimmer! Schlaf=Raum, Wohnstube, Küche, Wasch=Raum, Boden, Alles in einem Zimmer, da haust die ganze Familie. Mutter, Vater, die erwachsene Tochter, ein halbwüchsiger Bursche und Kinder bis hinab zum Säugling.

Die Mutter sitzt auf der einen Ecke der Matratze und nährt den Jüngsten. Eine Frau mit grauen Haaren, eingefallenem Körper und krummen Rücken, selbst satt sieht sie nicht aus und giebt noch in ihrem Alter Nahrung. Halbnackend spielen einige der Jüngeren auf der Erde herum, schreien und stoßen sich, während ihre ältere Schwester, ein üppiges Mädchen, sich auf der anderen Seite der Matratze — dem Familien=Bett — lang ausgestreckt hat. Der Vater sitzt am Tisch und schnarcht, eine leere Absynth=Flasche steht neben ihm, der Bursche von wohl 18 Jahren trinkt noch den Rest aus dem Glase und stiert dann auf den Leib seiner Schwester hernieder. Bursche, was hast Du für Gedanken, kommen sie Dir heute zum ersten Mal und bist Du der einzige

Bruder hier im Hause, der sie hegt, oder sind sie hier häufig, bei Vater und Sohn?!

Vorüber an dieser Spelunke, an allen, und hinaus an die Luft!

Statt aber die Treppen hinunter zu gehen, stürze ich bei der nächsten Biegung des Ganges die Treppe hinauf, Jammer und Schreien einer Frau tönt von Oben herunter. Gleich darauf wird es still, die Thüren klappen allenthalben wieder zu, nur vor der einen Thür stehen noch einige schmutzige Frauen. Drinnen schenkte eben eine junge Frau ihrem Kinde das Leben, arme Mutter und armes Kind! Von dem Vater verlassen, die Ärmsten und Hilf-losesten hier mit unter den Armen, kein reines Lager, keine ordentliche Nahrung, kein Arzt und keine Hilfe, nur das, was sich die Armut um Euch herum noch ab-spart, sonst trostlose Verlassenheit, — so kommt das Volk zur Welt!

Das thut dann wohl, oben auf dem Omnibus zu sitzen und die Straßen-Luft einzuatmen; kann man denn in dem Dreck-Dunst dieser Häuser überhaupt leben und ein normaler Mensch sein, in dieser ganzen Umgebung? Man lebt ja nicht wie das Vieh, o das lebt ja weit besser, man würde sich ja wie im Himmel vorkommen, lebte man noch in solchen Vieh-Ställen, o das Vieh hat es da besser, aber die Menschen, die Ärmsten?! Ja, was steckt nicht für ein guter Kern in dem Menschen, daß er bei all' diesem Elend und in dieser Umgebung nicht noch schlechter wird, daß er nicht mehr haßt und neidet, als er es schon thut! Herr Gott, diese Armut und dieser Reichtum, diese Gegensätze, sie sind zu scharf!

Eine Armut werden wir so leicht nicht aus der Welt schaffen können, aber diese absolute Armut, dieses Nichts, rein Garnichts, das sollte verschwinden, das darf nicht sein, das ist Sünde!

„Ja, man gewöhnt sich daran,“ meinte mein Sozialist, als wir auf dem Omnibus saßen, um nach dem Kirchhofe Père Lachaise hinaus zu fahren, dieser Toten-Stadt mit Straßen und kleinen Palästen. Die Toten wohnen hier gut: Ehrt die Toten, aber sorgt für die Lebenden! Die Lebenden eben noch in diesem Schmutz und die Toten hier in dieser Pracht, diesem Überfluß von sich geradezu erdrückender Pracht! Wir sind ja Menschen, mit menschlichen Schwächen und Fehlern, aber als ich hierher kam zu den Palästen der Toten aus den Schmutz-Löchern der Lebenden, wahrlich, die Welt, sie dünkte mich ein Narren-Haus!

„Den Toten!“ heißt Bartholdis herrliches Werk, welches hier gleich dem Eingange gegenüber steht. Die Lebenden gehen zum Tode ein, traurig und weinend, noch einen Abschieds-Blick in das Leben, einen Blick voll Lebens-Liebe und Sehnsucht, dann geht es durch die Pforte des Todes, in den Tod, das Unbestimmte, wohin?! Seht, wie die Toten am Leben hängen, seht, wie die Lebenden das Leben lieben, macht Euch, macht ihnen Allen das Leben leichter, gebt von Eurem Überfluß „Den Lebenden!“, sie werden noch mehr lieben.

Lange habe ich vor dieser Todes-Pforte gesessen, wo geht Ihr hin, Ihr Toten?, lange manch' Denkmal hier angeschaut. Doch als an dem schwülen Abend die Sonne über dem Häuser-Meer von Paris, über diesem

großen Reichtum und dieser bitteren Armut unter mir am Horizont langsam verschwand, da saß ich noch immer im Gespräch mit meinem Gefährten auf den Stufen einer kleinen Stein-Treppe in der Ecke des Friedhofes, vor der Conföderierten-Mauer.

Kein Denkmal hat noch solch einen Eindruck auf mich gemacht, wie diese einfache Mauer. Eine Mauer aus Straßen-Steinen, mit Ziegeln bedeckt und über und über mit roten Kränzen behangen, großen aus Stroh geflochtenen Kränzen, welche man mit rotem Tuch umwickelte; eine Trauerschleife manchmal daran oder kurze Inschriften: „Den verratenen Brüdern!", „Den Opfern der Commune!"

Wen Allen ist diese Toten-Mauer nicht ein Denkmal?! Männer, Frauen, Greise, Kinder, Alles wurde unbarmherzig niedergemacht, in die Menschen-Haufen spieen die Mitrailleusen und Kanonen unbarmherzig hinein, man wollte ein Exempel statuieren; denn als die Communisten im Mai 1871 ihre Waffen auf dem Père Lachaise niederlegten, da ging das Morden erst los, sechsunddreißigtausend Bürger-Leichen wurden eingescharrt, und diesen Toten bringt man die Kränze. Jedes Jahr im Mai ziehen sie hier hinaus, da ist die Toten-Mauer der Wallfahrts-Ort geworden, man geht vorüber, hängt seinen Kranz auf und dann weiter, Hunderttausende strömen noch nach, das Volk ehrt seine Toten.

War es der freie Gedanke, der hier eingescharrt wurde, oder waren es die klaren und von begeisterter Liebe getragenen Worte des Sozialisten mir zur Seite,

dieses armen Mannes, dem die Thräne im Auge stand, was war es, das mich hier so lange bannte?! Ich weiß es nicht, die Stätte hatte für mich etwas Geweihtes, und die Toten-Mauer ohne jene Kunst, nur mit den roten Kränzen des Blutes und der Liebe, sie dünkte mich das schönste Denkmal!

So gingen wir schließlich wieder zurück, zu den Lebenden, aus der Ruhe der Toten, aus ihren reichen Straßen zurück im Sinken des Tages in das Geräusch des Lebens, durch die Gassen des Elends und des Lasters.

Eine dicke Dunst-Schicht voll Schwüle und Staub in den Straßen. O, kann man hier denn immer leben, wo ist denn dieser schöne Sommer, das Blühen und Grünen in der Natur, wo frische Gesichter?! Alles ein Dunst und Schmutz, eingefallene Gesichter, kranke Gesichts-Farben und schmutzige Kinder in den Hausthüren, wo ist aller Sommer geblieben?! Weit hinter uns, viele Straßen lang, hinter dem Häuser-Meer! Ihr Kinder sahet ihn wohl noch nie, kennt wohl keine blühenden Felder und keinen grünen Wald, habt wohl noch kaum eine Kuh gesehen? Und würde ich hier jetzt einen Frosch in die Gosse setzen, Ihr Alle wüßtet nicht, was es wäre!

Könnt Ihr so lachen, wie Kinder sonst lachen? Seht, ich habe hier noch nicht gelacht in Paris, so recht von Herzen noch nicht. Wißt Ihr, solch ein echtes Deutsches Lachen, solch ein Kinder-Lachen, ich bekam es noch nicht so recht hier fertig, könnt Ihr so lachen? So gern möcht' ich's hören!

Nein, Ihr könnt es auch nicht, hier nicht, solch eine Freudigkeit kann hier auch nicht in ein Kinder-Gemüt einkehren, Ihr müßt ja bedrückt sein in diesen Höhlen. Ihr kennt keinen Frühling, kennt keinen Winter, immer nur das Eine, bedrückende Kälte und Schwüle in Euren Höfen und Gassen!

Werdet wohl auch mit Kartoffeln groß gezogen, wie wir sie hier jetzt für unsere letzten Sous auf der Straße essen? O, sie schmecken sehr gut, seht Ihr, mein Gefährte leckt sich noch die Finger, der gute Mensch hat immer Hunger. Du kleiner Dicker, komm, mach' Deinen schmutzigen Mund auf, da hast Du die letzte Fett-Kartoffel, nun kusch' Dich zu Bett! Als ich so alt war wie Du, hatte man mich um diese Zeit schon sorgsam eingepackt. Die Mama ließ den Kleinen noch beten, gab ihm noch einen Kuß, dann wurden leise die Vorhänge heruntergelassen, damit der Einzige auch gut schlafen konnte. Siehst Du, nun gehe auch Du zu Deiner Mutter, sie wartet gewiß schon! Oder hast Du keine? Weißt wohl garnicht, wer Deine Eltern sind, bist aus dem Findelhause oder bei einer alten Frau in Pension? Geh' nur hin, gleich ist's ganz dunkel, oder hast Du noch Hunger? Nun, dann komm, einen Sou habe ich noch übrig bei der Rückfahrt! Und der kleine Krauskopf macht sich über die Düte mit Kartoffeln aus dem Fett-Topf der Alten an der Ecke her, es ist eine Freude.

Laß Dir's gut bekommen, mein Junge, wir müssen weiter, es ist Zeit, um unser Nacht-Quartier zu suchen.

„Wenn ich im vorigen Sommer bei schlechtem Wetter nicht Draußen schlafen konnte, dann war ich oft

im Asyl für Obdachlose, es ist nicht weit von hier, da kommen wir bei diesem warmen Wetter heute unter. Sie müssen jeden ohne Mittel aufnehmen; wer etwas auf dem Gewissen hat, bleibt jetzt bei Mutter Grün auf den Wällen, da kommt die Polizei nicht so oft hin, erst bei schlechtem Wetter ist es in diesen Asylen voll.“

So gehe ich mit meinem Begleiter erst noch über die Wälle. O, hier muß es sich auch ganz gut schlafen in freier Natur, aber kühl muß es doch sein, hier so ohne Decke. Manch einer liegt schon in der Ecke, ist auf einer Bank eingenickt, auf dem Sockel eines Denkmals, oder sucht sich noch seinen Platz. Männer und Frauen, Hunderte campieren hier allnächtlich Draußen.

Aber ich möchte es doch nicht wagen, man kennt mich nicht, und ich kenne diese Gestalten hier auch nicht; ich möchte keinem Fremden raten, des Nachts hier in guter Kleidung seinen Spaziergang zu machen. Man thut ihm Nichts weiter, er muß nur artig sein und sein Geld hergeben, dann lassen ihn die drei oder vier Kerle ungeschoren, die ihn stellten.

Im katholischen Asyl ist es doch sicherer, Geld haben wir nicht und können wir nicht verlieren, aber den Revolver will ich auch nicht gern gebrauchen. So stellen wir uns dem Anstalts-Director als unbemittelte Deutsche vor, lassen unseren Namen, Stand — Stellungs-loser Commis — und Heimats-Ort eintragen. Einen reinlichen Eindruck machen wir soweit und brauchen uns daher der großen Wäsche nicht zu unterziehen. Ein Aufseher weist uns in einem Saal mit ungefähr fünfzig Betten unsere Schlaf-Stelle an; wir haben ein Wasch-

Becken, das wir am Morgen wieder rein abzuliefern haben und ein Handtuch. Hätte ich immer solch sauberes Manöver-Quartier gehabt, ich wäre froh gewesen. Ein tüchtiges Stück Brod giebt es auch noch, auf dem großen Hof ist es gerade noch so hell, daß man Einige von unseren Leidens-Gefährten erkennen kann, die sich's auf den Bänken an der Wand entlang gut schmecken lassen.

Wo mögt Ihr Alle wohl her sein, Ihr armen Leute, habt nirgends ein Heim mehr, nur hier heute, doch nicht mehr lange, Alter! Drei Tage nur behält man Dich, dann mußt Du hinaus, länger darf Keiner bleiben. Es giebt in Paris vier Asyle dieser Wohlthätigkeits-Gesellschaft, mußt versuchen, sie alle durchzuschlafen, aber mußt Dich in acht nehmen, daß man es nicht merkt, sonst wirst Du nicht wieder aufgenommen, die Controleure gehen herum.

„Ach heute bin ich satt, bin nun müde und will schlafen gehen, lange mache ich's doch nicht mehr! Morgen muß ich hinaus, ich weiß noch nicht, wo ich dann schlafe, morgen muß ich hinunter und betteln, da kann ich vielleicht am Abend noch Etwas essen. Du frischer Kerl, bleibe nicht in Paris, gehe hier fort, hast Du einmal Nichts, so kommst Du schwer in die Höhe, ich kam nie wieder hoch, habe nur noch gebettelt, und dann getrunken, gehe fort von hier!“

„Gute Nacht, Alter, ich komme mit, wir schlafen in Deinem Saal, denke heute Nacht nicht an Morgen, schlaf' wohl!“

Frau Baronin . . . steht auf einer Tafel über meinem Lager, und Fräulein . . . beherbergt den Alten. Freund-

lichen Dank für Eure Gastfreundschaft, aber sagt, würdet Ihr nicht ebensogut leben ohne dieses Anpreisen Eurer Gabe, und würden wir nicht ebensogut schlafen, ohne zu wissen, in welch' reichem Hause wir Gastfreundschaft genießen? Oder notiert man die Betten nach den Tafeln auch im Himmel!? Nun, denkt wie Ihr wollt, man schläft hier gut!

So schlafe auch ich hier ein, hu, wer mag in diesem Saal nicht schon Alles geschlafen haben?! Hier ist mancher Seufzer schon aus ehrlicher Brust gekommen, und mancher Fluch aus verbittertem Herzen. Ob die Leute hier wohl Alle ohne Angst vor einer Controlle einschlafen, mich wird man doch nicht etwa mitnehmen diese Nacht?!

Das war mein letzter Gedanke neben dem, was mein Gretchen wohl zu ihrem obdachlosen Bettler sagen würde. So schlief ich ein, o, prachtvoll habe ich geschlafen, wohl bis 1 Uhr Nachts; da wachte ich auf und sah in das grelle Licht einer Blend-Laterne ...... „Donnerwetter!" sage ich noch aus vollem Herzen, dann geht man auch schon weiter, mich sucht man nicht. Aber dahinten aus der Ecke muß Einer mit, ein langer Mann mit einem Knebel-Bart, er scheint die Sache schon zu kennen und geht ruhig mit, weckt die Anderen garnicht durch langes Gerede; nun, Du bist gewiß für die nächste Zeit nicht Obdach-los.

Siehst Du Alter, der Kerl bettelt nicht und bekommt doch ein Obdach, Du mußt nun morgen draußen schlafen! So nun noch bis zum Morgen, dann mußt Du hinaus, schlaf' wohl!

Und als man uns des Morgens weckt, nehmen wir noch zusammen die Morgen-Suppe ein, dann wieder in die Not, Ihr Armen!

Der Alte humpelt an seinem Krück-Stock zum Thore hinaus, mein Führer geht auf die Wohnungs-Suche, er soll sich wenigstens einmal erholen, der Mann ist mitgenommen von den zwei Jahren hier und ist doch mit ihnen zufrieden, er meint, er hat viel gelernt.

Meine sechs Sous für die Straßen-Bahn reichen noch gerade hin bis zum anderen Ende der Stadt.

Drinnen ist noch Alles still, Paris ist beim Erwachen; die Markt-Wagen fahren zu den Hallen, die Brotträger gehen herum, die Straßen-Feger sind an der Arbeit, aus einigen Häusern treten Herren im Cylinder, man schließt wieder hinter ihnen zu, jetzt gehen sie zum zweiten Mal heute zu Bett. Die Läden werden allmählich vor den Geschäften hochgezogen, verschlafene Verkäufer beginnen vor den Schaufenstern noch Waren aufzustellen und gähnen die Vorübergehenden an, ein Regiment rückt aus, so fängt hier unten in Paris das Leben allmählich an.

Da an der Ecke am Fluß steht mein kleines Haus, nun schnell ein kaltes Bad genommen, brrr, thut das wohl! Und dann der leckere Morgen-Kaffee in der lauschigen Grotte unter den alten Ulmen des Gartens, die Morgen-Zeitung auf dem Tisch und ein Brief aus Deutschland von meinem Deutschen Gretchen. Herr Gott, bin ich reich, war diese Armut nur ein Traum?! Nein, Wahrheit! Schöne Wahrheit, wie reich Du bist, wie Du geliebt wirst aus tiefem und freien Herzen, wie

Du Dein Gret liebst, freudig und frei, Herr Gott, was seid Ihr doch reich! Aber bittere Wahrheit, bitter, bitter, die Armut so Vieler, so Vieler, Vieler, so bitteres Elend!

Im „Le Matin“ las ich bei meinem Kaffee noch von einem Raubmorde am Abend vorher bei den Wällen von Paris, von einer Frauen-Leiche, welche man gestern aus der Seine zog und zur „Morgue“ brachte, und las dann gleich darauf die Speisen-Folge durch bei dem Fest, welches gestern Abend der Minister des Innern den hohen Würden-Trägern gab. Zu Mittag aber war ich von einem älteren Herrn aus der Heimat in Eins der besten Pariser Hotels geladen. Wir waren zu Dreien und lebten nicht schlecht. Die Rechnung habe ich nicht gesehen, aber ein Hundert-Francs-Schein knitterte und wurde nicht gewechselt, ich kam mir im Gedanken an den letzten Tag vor wie ein Sünder.

„O, hätte ich täglich einen Franc, ich könnte hier so gut leben, da könnte ich immer lernen, wäre stets satt und brauchte im Winter nicht zu frieren“, meinte mein Gefährte vom Tage zuvor.

Den Nachmittag verbrachte ich mit den beiden Herren auf der Ausstellung, und als wir am Abend vor einem der Boulevard-Cafés saßen, das Menschen-Gewühl vor uns betrachteten und die Musik der Haus-Capelle zu uns herausklang, hakte einer der Naturforscher auf der Suche nach Cigaretten-Stummeln unter den Tischen der Cafés mit seinem Stock an meinen Fuß.

„Alter, davon wirst Du nicht satt, geh' und iß' erst zu Abend und suche Dir Dein Nacht-Quartier, hast Dir gewiß doch noch nicht Genug heute zusammen-gebettelt?“

Und der Alte hinkt davon, nach Montmartre zu, was hat er wohl gedacht, auf seinem Wege, er mußte sich halten, als er mich angehakt hatte.

„Ja, meine Herren, wir kennen uns gut, schliefen diese Nacht in einer Herberge, wir waren Beide Obdach-los!"

* *
*

Paris, am Abend des National-Festes, 14. Juli 1900.

Jubeln und Singen,
Jauchzen und Springen,
Tanzen und Feiern
Zu Geigen und Leiern.

Wie der Tag ist die Nacht,
Nicht an Sorgen gedacht,
Licht nur und Helle
An jeder Stelle.

* *
*

Nur an dem Äußern, dem Glanz sich berauschend,
Nicht auf das Tiefe, das Innere lauschend,
Schlürfen Geflirr sie bis auf den Rest,
Feiern sie fröhlich ihr Volkes-Fest.

Vor einem Fenster, voll von Gold und Edelstein,
Stellt sich gar bald ein Weib der Straße ein,
Sie rauscht in Seide und sie duftet weit,
So macht sich feile Liebe in der Menge breit.

Ein alter Herr hat sich gar bald gefunden,
Jetzt handeln sie um ihre Liebes-Stunden,
„Schon lang' hab' ich auf diesen Ring Bedacht,"
„Giebst Du ihn mir, gehört Dir meine Nacht!"

Und als sie gehen kommt ein ander' Weib,
Mit armem Kleid und Leid-gebeugtem Leib,
Sie kauert nieder sich im leichten Glanz
Und schaut hinein in diesen — Teufels-Tanz.

Ihr ält'stes Kind schläft ihr zur Seite auf dem Stein,
Sie ist so müd' und hungert Stein und Bein,
Ein ander' Kind nährt sie an mag'rer Brust,
Die längst wohl nicht mehr weiß, was Freud und Lust.

Die Welt geht weiter, was schert sie solch Harm,
Und aus dem Laden tritt, an ihres Käufers Arm,
Das reiche Weib — ich höre noch ihr Wort,
Als sie den Wagen rief —, und Beide fahren fort.

Doch wer ist ärmer, Du in Üppigkeit und Glanz,
Oder Du altes Weib? — Was weinst Du hier zum Tanz?!

* * *

Arm in Arm
Und Brust an Brust
Drehen sie sich
In tanzender Lust.

Zu freudigen Liedern
Voll Liebe und Leben,
Die uns die Liebe,
Das Leben gegeben.

* * *

Und diese Orgel dreht ein junges Weib,
Mit Liebe in dem Blick und Leben in dem Leib.
Sie sieht die Ander'n nicht, viel weiter geht ihr Blick,
Sie denkt was einstens war und denkt an Einst zurück.

Voll Freude ist ihr Blick und dann voll Trauer bald:
„Was war, das ist vorbei, nun wirst Du alt und kalt!"

Denn vor der Orgel sitzt ihr Mann, wie sie so schön;
Wie war das Leben froh, wie wird es weiter geh'n?
Wie ging Euch Alles auf, wie schön, was schnell zerrann,
Wie seid Ihr Beide arm, ein Krüppel ist Dein Mann!

Wie glücklich warest Du, wenn er Dich heiß umschlang,
Wie jubelnd ihm Dein Kuß, so heiß und Freuden-bang!
O Schicksal bist Du hart, daß sich ein Gott erbarme,
O Weib, wie bist Du arm, o Mann, Du ohne Arme!

Hört auf in der Luft, o daß ich Euch mied,
O Weib, Du spielst mir ein — Toten-Lied!

* * *

Neuilly sur Seine près Paris, 17. Juli 1900.

O, weinen hätte ich heute Morgen können, aus vollem Herzen weinen, als ich die letzten Nachrichten aus China las. Nun ist geschehen, was kommen mußte, das verheerende Feuer hat Alles ergriffen, nun wütet der Sturm weiter. Es war schon ein entsetzliches Morden und Sengen, aber jetzt erst wird es wirklich beginnen, Hundert-Tausende werden ihr Leben lassen. Diese mächtige Welle der Völker-Bewegung, welche Alles mit sich fortreißt, sie wird eine andere furchtbare Welle im

Gefolge haben, eine Welle von Blut, von dampfendem, roten Blut, dessen Widerschein die ganze Welt, alles Leben in Dunkel und Trauer hüllen wird, eine Welle, welche Leichen über Leichen an die fernsten Gestade des Erdballs spülen wird, und deren Brausen und Zischen das Seufzen und Fluchen, Klagen und Heulen derer sind, welche in ihr umkommen, und das Jammern derer, welche ratlos und von Angst und Sorge gequält an den Gestaden der Meere umherirren, ob sie die finden, welche ihnen gehören!

Nun brause los, du gewaltiger Sturm, du wirst vernichten und vernichten, doch wird es ruhig werden nach diesen Tagen?!

Was wird das Ende sein von Alledem?!

O, wir Thoren, die wir doch Alle sind, wir, in denen es jetzt aufschreit vor Wut und Empörung über das, was man allen Jenen in frevelndem, wilden Fanatismus anthat, welche sich inmitten eines fremden Volkes, vertrauend auf das Recht der Völker, sorglos niedergelassen hatten! O, wir Thoren, die wir vor Wut zittern, und in denen es nach blutiger Rache schreit, wenn wir erfahren, wie viele der Unsrigen schon im Kampfe, erdrückt von der Masse, ihr Leben ließen, um als Siegestrophäen verstümmelt und zerschlitzt auf den Speeren und Bajonetten zu Teufeln gewordener Horden durch die Straßen geschleppt zu werden! O, ich Thor, der ich bin, wo es in mir auch nach Rache schreit!

Wie wird dieses Alles werden?

Ein ungeheuer großes Volk ist in wildem Aufruhr begriffen, die furchtbarsten Leidenschaften sind losgebrochen,

Nichts ist diesen Wilden mehr heilig. Tiere sind sie geworden, schlimmer in ihrem Haß und ihrem Fanatismus als Giftschlangen und lauernde Panther. Aus ihren Wut-blitzenden Augen spricht giftiger Haß und aus ihrem Blut-dürstigen Munde schreit wilder Tod! Und der Schrei fand ein Millionen-faches Echo, dort in den Fernen und nun in allen Landen. Nun wütet der Sturm, wie wird es enden?!

O, Heere über Heere werden wir hinübersenden, werden nicht Ruhe noch Rast haben, wir werden hundertfache Rache nehmen, morden und töten, wie wohl noch nie geschlachtet wurde. Wir werden gewaltige Städte dem Erdboden gleich machen, Blut und Trümmerstätten werden dem Aas-gierigen Getier den Weg zeigen, den es zu verfolgen hat, um satt zu werden, o, vielfach satt!

Was aber wird das Ende sein, werden wir siegen?

Was heißt hier siegen?! Siegen ist hier nur ein Schlachten und Dämpfen, ein Ersticken in Blut! Und werden wir das können, wir, die wir jetzt der Menschheit zeigen und glauben, zeigen zu müssen, wie man die Kultur bringt? Ja, wiederum, es sind ihrer Millionen, werden wir siegen? Und wenn wir uns dort nicht verbluten, bluten werden wir entsetzlich! Ja, und dann als Sieger, was wird dieser Sieg bringen? Festungen und wieder Festungen, Garnisonen und wieder Garnisonen werden die Ketten sein müssen, damit der Riese sich nicht rühren kann, Ketten, an denen er immer wieder rütteln wird. So fängt dann ein neues Leben an!

Ja, da soll dann Zufriedenheit und Glück einkehren, friedlicher Handel blühen und wirkliches, natürliches

Leben herrschen?! O, wir Thoren, die wir dieses hoffen und glauben, nie, nie! Ja, falsche Kultur, das ist Dein Werk! Sieh hin, wie Du sie Alle schön beleckteſt und wie Du jetzt wieder blutig leckſt, sieh einmal in den Spiegel, betrachte Dich scharf, siehe da, Blut träuft aus Deinem Rachen und Deine Zunge lechzt nach mehr! O, wir Thoren, wie wird es enden?!

Noch sind wir hier Herren, werden wir's bleiben?

Die Natur war gut und weise, daß sie uns den Blick in die Zukunft nicht gab, aber könnten wir jetzt sehen, was das Einst bringen wird, vielleicht müßten wir zittern, zittern vor der Völker-Flut, welche zurückströmen wird, um uns zu zermalmen!

Nun brause, Du Sturm, brause und vernichte, Dein Heulen ist Blut!

*
*   *

Ja, Euch klage ich an, Euch dieses Verbrechens! Dich, Du Altes Europa, Dich, Du Chauvinismus der Kultur, Dich, Du Chauvinismus dieser Un-Kultur, Dich, Du falscher Patriotismus, der Du nur Dich kennst, blöden Ruhm und nur das Deine, der Du die Völker knechteſt und sie peitschst, Dich, Du trügender Wahn, der Du nur gelten willst in rohem Egoismus. Dich klage ich an, Dich, Du plapperndes Pfaffentum, Dich, das Du den hohen Christ herabzerrteſt in Deiner gleißenden Art, herab in den Schmutz; Dich, das Du die Völker blendeſt und betrügst, ja, so geblendet hast, daß sie zu sündigen wähnen, wenn sie natürlich sind, und sie sündigen wenn sie Dir folgen; Dich, das Du lügst, wenn Du sprichst!

Dich klage ich an, Du Geist der Schwere, der Du da fesselst, was nach Freiheit ringt, ja, Euch klage ich an, Euch dieses Verbrechens!

* * *

Pulsierendes, freudiges Leben hier inmitten dieses Rüstens zu einem Kampfe, welcher vielleicht der gewaltigste wird, der noch die Menschheit gequält. Ruhe und Freude, ein schönes Friedens-Bild. Diese herrliche Ausstellung der Welt, ein Zeugnis all' des Könnens und all' des Hohen, welches dem Menschen zu Eigen ist, und dann dieser Kampf auf Leben und Tod! Noch vor wenigen Tagen hier ein Umarmen und Singen, als man das National-Fest feierte, Alles eitel Freude und fröhliches Leben, ein freudiges Volks-Fest in verschwenderischem Lichterglanz, ein Feiern und nur Feiern! Und um dieselbe Zeit ein Morden und Schlachten, o, diese größten Gegensätze! Freudiges Jauchzen und Haßwütiges Heulen, das ist die Welt-Musik, o Welt, Du dünkst mich ein Narren-Haus, und wir sind die Narren!

O, Ihr Menschen, hört doch auf, kehrt endlich nun um, Ihr seid ja zu Höher'm geschaffen! Es ist nicht Natur, sich zu haßen und zu kämpfen, die Natur meinte es besser mit uns, sie ist so gut. Folgt doch nur immer ihr, so seid Ihr gerettet, seid natürliche Menschen, und Ihr werdet Freude haben und jauchzen. Folgt der Natur, sie ist so gut und weise, denn das ist ihr Gesetz:

Seid frei und liebet Euch!


Princeton University Library
32101 061956007
GESELLSCHAFT

